

A 993

~~PL $\frac{A}{51}$ Band 2, H. 5~~

Baltische Monatschrift.

Zweiten Bandes fünftes Heft.

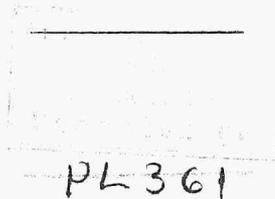
November 1860.

Riga, 1860.

K. K. K. K.

939

Baltische Monatschrift.



Zweiten Bandes fünftes Heft.

November 1860.

Riga, 1860.

Den Druck genehmigt
im Namen des General-Gouvernements von Liv-, Esth- und Kurland:
Coll.-Rath Schüze.

Karl Petersen.

Den drei Ostseeprovinzen hat es an Versemachern nicht gefehlt, viele darunter mit weiten Ansprüchen, einige neuere auch in gepresstem Einbände und mit goldenem Schnitt; sie thaten sich auch wohl zusammen, z. B. in der Livona oder im baltischen Album; sie fanden mit ihren zarten Gefühlen hin und wieder Beifall, das nächste Jahrzehnt hatte sie wieder vergessen. Ein wirklich populärer Dichter ist in den baltischen Landen nur Karl Petersen. Heitern sich nicht alle Stirnen auf, wenn ein Vers von ihm recitirt wird? Auch wer fernhin verschlagen ist, an die Wolga oder an den Baikal, unter die Juden von Podolien oder die Tartaren von Drenburg, oder weit hinten auf ein Landgut, da wo man sein Vermögen nach Seelen berechnet und die Wassermelonen fuderweise geerntet werden — den heimelt's wunderbar an, wenn er etwa unter seinen Papieren auf ein Blatt stößt, auf dem er einst ein Gedicht von Petersen sich abgeschrieben. Und schamhaft hüten wir diese Gedichte, wir sagen sie nur her, wenn wir unter uns sind, und zeigen sie keinem Fremden — was würde der von ihnen, was von uns halten? Jahrelang auch wurden Petersens Verse nicht gedruckt, bezogen auch nach dem Drucke keine Messe und stehen in keinem Verzeichnisse. Verlegt hat sie der fabelhafte Peter Hammer, der in demselben Jahre nach Cöln kam, wie die heil. drei Könige. Und so gebührt sich's für diese Kinder der Gelegenheit. Tradition hat sie fortgepflanzt, in ihr leben sie. Auch des Verfassers hat sich die Sage bemächtigt und manche Phantasten beigemischt. Wer aber „den Dicken“ noch persön-

lich gesehen hat, erzählt gern von ihm und man merkt es dem Erzähler an, wie er heimlich stolz ist auf jene Bekanntschaft. In Dorpat war Petersen geboren, in Dorpat, diesem neutralen Centrum der Ostseeprovinzen, lebte er; dort hat jeder Gebildete einige Jahre seines Lebens verbracht, kennt dort Weg und Steg, die Kneipwirthe und die Gelegenheiten, und hat dort vom Domberge, über die Gärten und Dächer des nordischen Heidelbergs weg, lyrisch und elegisch geschwärmt. Darum ist Keiner, der es nicht verstände, wenn Petersen im „Wallgraben“ das *desipere in loco* übte oder „über Stoppel und Wiese“ „zu der Plego-Tiefe“ fuhr und sich „unter Bouteillen und Nachtigallen“ glücklich that. Ja, und war sein Tod nicht, wie es dem Thoren geziemt, der in Livland zur Welt gekommen ist? Diese Gegend nämlich — *informem terris, asperam coelo, tristem cultu adspectuque* — sucht ein so langer und harter Winter heim, daß die großen Landseen fest gefrieren und nur zuweilen, wie unwillig, ihre eisige Decke krachend in langen Spalten auseinanderreißen. Und tief in den Fels vermmummt, das Kinn und die Stirn umwickelt, die Füße bis zum Knie in zottigen Stiefeln, unter und über Kissen liegend, kam Petersen über den See gefahren und stürzte mit dem Fuhrwerk in eine solche Spalte. Er ward aufs Eis gerettet, aber in dem unwirthbaren Lande kam Hülfe erst nach acht Stunden. Einige Tage darauf starb er auf demselben Dome, den er täglich hinangeflogen war, wo auf dem Wege zur alten bischöflichen Kathedrale noch lange der Stein gezeigt wurde, auf dem er zu rasten gepflegt und der nun ein wahrer Denkstein geworden war.

Werfen wir, ehe wir von dem Dichter sprechen, einen Blick auf Geschichte und Natur des Landes, das ihn hervorgebracht.

Die deutschen Ansiedelungen auf dem Boden Livlands befanden sich bis über die Mitte des 16. Jahrhunderts in überaus blühendem Zustande. Ueber das Land zog sich eine Saat von größern und kleinern Städten und Flecken; jedes adelige Schloß hatte ein Hafelwerk neben sich d. h. einen Stadtfuß, der, wenn keine gewaltsame Störung kam, sich gedeihlich entwickeln konnte. Der Bischof von Dorpat z. B., der die mächtige Hansestadt zu seinen Füßen hatte, war auf seinem Dome von einem weiten Kranze ihm gehörender Burgen und an die Burgen gelehneter Ortschaften umgeben — nach Norden die Abtei Falkenau, den Embach hinab Oldenthurn und Warbeck, nach Westen hin Kaveloch, Randen, Kongota, Ringen, nach Süden Schloß und Stadt Odenpäh, Sagmitz, Uelzen, Sommerpahlen, Kirrumpäh, und als äußerster Schutz des gesegneten Stiftes

Neuhausen. Hätten alle diese Orte sich erhalten, es ist kein Zweifel, daß von diesen zahlreichen Mittelpunkten aus die Germanisirung des Landes unaufhaltfam und auf natürlichem Wege vor sich gegangen wäre — so daß jetzt vielleicht das Esthnische und Lettische, gleich dem Preussischen, aus verborgenen Winkeln und nach spärlichen Resten von dem Sprachforscher wiederhergestellt werden müßte. Auf den Schlössern des Adels und bei den Bürgern der Städte herrschte eine derbe, naturfrische, unersättliche Lebenslust. Man kennt den Spruch von dem Fellinschen Sprung, dem Wittensteinschen Trunk und dem Wesenbergischen Vorkanz. Es war Colonialleben in einem fernen Lande, welches, an sich barbarisch und klimatisch roh, den Menschen lehrte, sich wohlthätig zu wärmen, sich weich zu betten, sich künstlich zu steigern. Herrschaft über Wilde gab Raum zu Genuß und Miße; der Handelsgewinn kam wie von selbst; wer sich rühren wollte, erwarb. Auf die Schilderungen Balthasar Ruffows und Timann Brakels von der in Livland herrschenden Unzucht und Völlerei muß man übrigens, wie mich dünkt, nicht allzuviel Gewicht legen: beide waren Straßprediger, die ein großes Landesunglück erlebt hatten und in der typisch-kirchlichen Weise das Zorngericht Gottes aus den Sünden und Lasten der davon betroffenen Menschen ableiteten. Zudem war die ganze Zeit einer groben und unmäßigen Sinnlichkeit zugethan, nicht bloß an der Ostsee, sondern auch an Rhein, Elbe und Donau. Die wahre Sünde, die den Untergang herbeiführte, war vielmehr die streng feudale Gestalt, die der livländische Staat in ein neues Zeitalter mit herüberbrachte. In dieser Sammlung von Privatrechten und Localexistenzen, von Privilegien, Corporationen, Freiheiten, Gerechtigkeiten, Gewohnheiten, Stiftungen u. s. w. konnte von wirklicher Politik, von Zwecken sittlich-politischer Praxis nicht die Rede sein. Der Bürgersmann bedachte sein Gewerbe, der Geistliche die Eintreibung seines Zehnten, der Edelmann freute sich des Schadernacks, den er seinem Nachbar spielte, Alles lebte nur in den Tag hin, gestützt auf das Pergament in der Lade. Die frühere symbolisch-mystische Einheit, die die reell-sittliche ersetzt hatte, war seit der Reformation dahin, die nun geforderte nächste Stufe, die Monarchie auf Grundlage umfassender Säkularisation, blieb aus. Da kam der moskowitische Einbruch und mit ihm die Zeit graufiger Verwüstung. Vor dem Schießpulver, diesem Erstling der Chemie, die einst an der Spitze einer neuen realistischen Epoche stehen sollte, sanken die kindischen Befestigungen des Mittelalters, hinter denen die Stände sich gegenseitig geschützt hatten, in Trümmer zusammen. Merkwürdig

gering war der Widerstand. Wie ein hohler, von außen noch belaubter Baum stürzte der livländische Staats- und Culturbau beim ersten Stoße um. Aber es war nicht ein gewöhnlicher Krieg, dieser Krieg, der im Jahre 1558 begann; er glich nicht den Kriegen dieses und des vorigen Jahrhunderts, auch nicht dem dreißigjährigen, so zerstörerisch dieser auch war. Er glich vielmehr den Mongolenzügen durch Vorderasien, die alle uralte Cultur jener Gegend bis auf die letzte Spur vertilgten: eine ähnliche asiatische Kriegsführung, Niederbrennen der bewohnten Stätten, Wegschleppen der Einwohner, Sengen und Morden verwandelte Livland bald in eine völlige Wüste. Seit jenen Tagen hat das Land seinen frühern Stand nicht wieder erreicht. Das 17. Jahrhundert fand nur Trümmer vor, als Einwohner versprengte Bettler und Abenteurer, in weiten Strecken Wald, Sumpf und Wildniß; die Polen quälten das Land durch Gewissensdruck, die Schweden durch räuberische Reduction. Nachdem dann der nordische Krieg theilweise die furchtbaren Scenen des 16. Jahrhunderts wiederholt hatte, begann seit dem Nystädter Frieden eine lange Zeit äußerer Ruhe, aber keine innere Wiedergeburt, keine bemerkbare Erstarfung: ein schleichendes Siechthum ließ das Land lange zu keiner gesunden Blüthe kommen. Die fast ununterbrochenen Kriege unter den Kaiserinnen Anna, Elisabeth und Katharina lockten den Adel unter die Fahnen der Heere; es war Regel, daß der eben erwachsene Junker ins Regiment trat; selbst wenn er zu Schiff nach Deutschland geschickt worden, dort mehrere Universitäten und unter Anleitung eines Mentors fremde Länder besucht hatte, ging er nach der Heimkehr „in den Dienst“, in welchem sich ohnehin seine Brüder und Vettern schon befanden. Dazu kam die in Folge der Kriege eintretende Entwerthung des Geldes, die immer zunehmende Theuerung, das Steigen aller Preise, was besonders bei den Landgütern aufstiel und wozu der Grund in allem Möglichen gesucht wurde, nur nicht da, wo er wirklich lag. Bei der Kindheit der damaligen nationalökonomischen Begriffe wurde die Kornausfuhr je nach dem Ertrage des Jahres bald verboten, bald erlaubt, was wieder ein verderbliches Schwanken der Kornpreise herbeiführte und alle gesunde Speculation unmöglich machte. Häufige Concurse arbeiteten den Advocaten und Rabulisten in die Hände: es gab noch kein Creditssystem und der fern im Regiment dienende Baron war vielleicht ein Spieler und Schuldenmacher geworden. Zu Hause wohnte die adelige Familie nach bescheidenem, dürftigem Zuschnitt. Die Häuser hatte der Krieg niedergebrannt; die Wohnungen, die wieder erstanden, waren klein,

von Holz, mit Stroh gedeckt, mit einem Schornstein in der Mitte. Die adeligen Kinder liefen mit bloßen Füßen umher, der Hausherr trug im Sommer einen linnenen Kittel, im Winter einen grobtuchenen Rock, beide zu Hause gesponnen, gewebt und zugeschnitten; nur bei hohen Feierlichkeiten kam das Tressenkleid zum Vorschein, das daher auch lange vorhielt; Ausfahrten machte die Familie in Bauerwagen, wo sich auf dem Heu nicht unbequem saß; auf den Tisch kamen jene Provinzialgerichte, von denen Hippel sagt: ein Weiser nimmt auch sie mit Dank entgegen. Allmählig fand sich im Lauf des Jahrhunderts bei Reicheren ein steinernes Haus ein, eine schwere Familienkutsche, mit der in die Stadt gefahren wurde, ein Klavier, ein Fäßchen Franzwein im Keller, ein Hauslehrer aus Deutschland, einige Bände französische Klassiker, auch wohl Canig und Hagedorn, später Gellert und Wieland. Bei den Landpfarrern, auf den sog. Pastoren, war das Leben ein ähnliches, nur in etwas kleinerem Stil. Die Rothkirchen verwandelten sich in steinerne Gotteshäuser, mit und ohne Thurm; der Herr Pastor, meistens ein gewesener Hauslehrer, lernte, wenn er lange lebte, die Volkssprache oft merkwürdig gut; seine Theologie war Buchstabenglaube. Viel Roth machte die eindringende Herrnhuterei. Das Urtheil über die neue Secte, deren Stifter selbst in Livland gewesen war, blieb unsicher und mißtrauisch; zuweilen wurde ein neugewählter Pfarrer nicht bestätigt, weil er der Hinneigung zur Brüdergemeinde verdächtig war, ja es kamen Fälle vor, wie der im Jahre 1747, wo drei Herrnhuter, der Prediger Hölterhof, der Generalsuperintendent auf Desel Gutsles und der Doctor Krügelstein zu Dorpat aufgehoben, in die Petersburger Festung geschleppt und nach Kasan verwiesen wurden. Was den Zustand der Bauern betrifft, so hatte die fortgehende Zeit und Bildung dies Fundament der livländischen Gesellschaft ganz unberührt gelassen. Das Elend des Bauernstandes war das natürliche Ergebniß der geschichtlichen Schicksale, wie der Natur und des Klimas dieser Erdgegend. Die schrecklichen Katastrophen der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts, dann die Verwüstungen der polnischen und schwedischen, meistens unmenschlich haßenden Soldateska, die „Schiefe“ und „Podwodden“, die erzwungenen Adelsbewilligungen per Haken, der nordische Krieg, die Leibeigenschaft und ihre Geschwister, der Brauntwein und die Ruthenstrafe, hatten das Landvolk auf die tiefe Stufe herabgedrückt, auf der wir es noch am Ende des Jahrhunderts erblickten. Regelmäßig im Frühjahr trat Hungersnoth ein, regelmäßig im Herbst herrschte Völlerei. Die dunkle Winterhälfte des Jahres

Bauer im eigentlichen Sinne; den Ackerbau trieb er in roher, halb nomadischer Gestalt d. h. Küttsbrennen war seine Lust, und der Haken, dessen er sich bediente, auf ausgerodeten, wurzelreichen Waldboden berechnet. Mißwachs, Vieh- und Pferdesuchen traten häufig ein, dann schoß ihm der Herr Korn auf Bath d. h. auf harten Zins vor und der Unglückliche verfiel in immer tiefere Schulden. Kein Wunder, daß er faul und gleichgültig war: er rührte sich kaum, wenn er in der Saatzeit Schweine auf dem Acker wühlen oder Rindvieh mitten im Kornfelde sah. Zahlreiche Wölfe, die in Rudeln umherstrichen, holten ihm sein Schaf weg, zerrissen ihm Nachts sein Pferd. So voll unabsehbarer Dede war das Land, daß die Aermsten der ländlichen Bevölkerung, die Bettler, die Lostreiber, die Badstüber oft mitten in den Wäldern, die im Winter der Schnee, im Sommer der Sumpf undurchdringlich machte, trotz der strengen drauf gesetzten Leibesstrafe eine höher gelegene Stelle sich heimlich ersahen, sie abtrieben und mit Korn besäeten — eine Poesie des Glends und der Wildniß, von der schon Olearius im 17. Jahrhundert gehört hatte, ganz geeignet einen Einblick in die Natur eines Landes zu gewähren, wo im heißen Sommer der Reisende weit und breit Rauch mit der Luft athmet und links und rechts die Küttsfeuer aus der Erde hervorbrechen sieht, wo im Winter der Schnee zwischen den Zäunen sich aufhäuft und zwei, auch drei Pferde vor einander in langem Zuge den Schlitten vermunimter Menschen ziehen, wo im Frühling die Wege grundlos werden und jedes kleine Rinnsal zum Strome wird und die Brücken abreißt. Herrliche Tage aber dennoch, diese Frühlingstage des nordischen Livlands, wenn das Land voll Seen und gewaltiger Flüsse braust, ein feuchter Dunst, wie auf der See, die milde Luft verdickt, aus den unabsehbaren Schneeriften die schwarzen Aecker immer deutlicher hervortreten! — Dünm gefäet waren auf diesem weiten Gebiet die aus den Kriegsgräueln noch übrig gebliebenen Städte. Manche, wie Odenpäh, Kokenhusen, Konneburg, Groß-Roop waren spurlos verschwunden; Fellin war ein hölzernes Nest ohne Magistrat, das weitläufige Wolmar war fast zum Nichts zusammengesunken. Daß Dorpat überhaupt noch existirte, konnte ein Wunder heißen. Nachdem die Stadt schon im Jahr 1704 durch eine lange und harte Belagerung zu Grunde gerichtet worden, wurden im Jahr 1708 sämmtliche Einwohner, Alt und Jung, Mann und Weib, Vornehm und Gering, in die Gefangenschaft nach Biatka u. s. w. geschleppt, die Stadt aber an den vier Ecken angezündet und durch Feuer vernichtet. Als drauf nach dem Nystädter Frieden die Verbannten wieder die Erlaubniß

zur Rückkehr erhalten hatten, fanden diejenigen, die in dem langen Elend nicht umgekommen, ihre Häuser als öde Steinhausen wieder, die Straßen mit Disteln und Dornen bewachsen, in denen Schlangen und wilde Brut nisteten; sie lehnten ihre Nothhäuschen und strohbedeckten Hütten an alte Mauertrümmer und nährten sich elend und kümmerlich. Die öffentlichen Gebäude waren und blieben Ruinen, so z. B. das Schloß auf dem Dom und das Rathhaus am Markte; an die Mauern und Thore rührte eine menschliche Hand nur, um sie gänzlich einzureißen, wenn sie den Einsturz drohten. Noch um die Mitte des Jahrhunderts waren die Einwohner wahre Bettler und kamen, statt vorwärts zu gehen, immer mehr herunter. Es giebt aus jener Zeit eine Flugschrift, an die Kaiserin Elisabeth gerichtet, unter dem Titel: „Denkmal von Dorpat.“ (Auf dem zweiten Blatt:) „Die in den letzten Zügen liegende Stadt Dorpat, vorstellende 1) ihre gefährliche Krankheit, oder elenden Zustand; 2) ihre Cur, oder die unvorgreiflichen Artzneymittel, wodurch ihr könnte geholfen werden; 3) den Nutzen, so aus dieser Genesung zu erwarten: von einem dieser Stadt Wohlwollenden verfaßt.“ Ohne Jahr und Ort 4°. Verfasser ist der Dorpater Prediger Staden, das Jahr der Abfassung, wie sich aus dem Inhalt ergibt, 1747. Als Heilmittel giebt der Autor folgende zwölf an: 1) Befestigung der Stadt, daß sie fürs Erste wenigstens wieder mit einer Ringmauer, „die mehrentheils noch stehet“, und mit Thoren versehen werde. (Wozu? um die Marktordnung strenger handhaben zu können? oder damit Dorpat sich wieder als Stadt-Individuum fühle?) 2) Die Oeffnung der in vorigen Zeiten zwischen Dorpat und Bernau versenkten Wasserfahrt; 3) Freiheit von Einquartirung, Zoll, Accise u. s. w. auf gewisse Jahre 4) Geldvorschuß ohne Zins, zum Neubau der Stadt; 5) Wiedererrichtung der Univerfsität; 6) Rückkehr der hohen Collegien, als Hofgericht und Oberconsistorium; 7) Verbot des Landhandels; 8) Befehl, alle Landwaaren auf den Platz Dorpat zu führen; 9) Verbot an die russischen Kaufleute mit deutschen Waaren zu handeln*); 10) Aufhebung des Jahrmarkts zu h. drei Königen; 11) Vermahnung zur Einigkeit; 12) „Die Confirmirung derer Bürger-Privilegien, als wozu sie bis dato, weil sie keine Mittel dran zu wenden gehabt, nicht gelangen können“. Diese Vorschläge, von denen einige noch bis auf den heutigen Tag bei den ehrsamten Bürgerseuten der kleinen liv-

*) In dem Exemplar, das wir benutzen, hat ein Leser in alter Zeit die Anmerkung an den Rand geschrieben: „würden die teutsche Kaufleute weniger Wein und mehr Quas sauffen, könnten sie ihre Wahre auch wohlfeiler verkauffen“.

ländischen Städte den politischen Katechismus bilden, trafen doch den eigentlichen Sitz des Uebels nicht. Die Eröffnung einer kümmerlichen Wasserstraße nach Bernau*), wenn diese überhaupt möglich war, würde Dorpat nicht wieder zum Stapelort für das innere Rußland, zum Sitz der Gewerbe für weite Gegenden gemacht haben: das neue Alexandrien, das Peter der Große am Ausfluß der Newa gegründet hatte, drückte die Städtchen der Ostseeprovinzen von nun an zur Nichtigkeit herab. Und um so mehr, da diese einst mächtigen Orte im Innern an trostloser Altersschwäche litten. Mitten unter zahlreichen Hemmungen, die jeden Aufschwung hinderten, hielten sich die zaghaften und engherzigen Bürger für immer noch nicht gedeckt genug, suchten immer neue Grenzlinien zu ziehen und bettelten um Hülfe. Unter einander zänkisch und neidisch, den Befehlen ihrer eigenen Obrigkeit widerstrebend, ohne energische Erwerbskraft, klagten sie in ohnmächtiger Verzweiflung die Einquartierungslast, die Concurrrenz des Landes u. s. w. an. Während die Welt im Großen die neuen Bahnen zu betreten anfing, die zu der wunderbaren Entfaltung von Reichthum und Macht im 19. Jahrhundert geführt haben, boten diese kleinen mittelalterlich-zünftigen Inseln das unerfreuliche Bild einer in sich stocenden dumpfen Gewohnheit. Da sie nicht gut und wohlfeil arbeiten konnten, suchten sie sich durch alte Vorrechte zu schützen; da immer Einer wider den Andern war, statt in dem Vortheil des Andern den seinigen zu erblicken, so mußte die Regierung in Riga oder weiter hinauf in Petersburg immerfort ihre kleinlichen Händel schlichten. Wie sie sich selbst gegen das feudale und leib-eigene Land eifersüchtig verwahrten, so hatten ihre Einrichtungen in den Augen des Adels und der kaiserlichen Oekonomie etwas Altväterisches und Lächerliches, das zur Neckerei und zum Widerstande reizte. Als mit Einrichtung der Statthalterchaftsregierung es sich darum handelte, neue Städte zu gründen, da tauchte die Frage auf, ob mit oder ohne Zunftverfassung? Ein politischer Denker in Gupels Nord. Misc., Stück VIII., behandelte damals diesen Gegenstand und kam nach allerlei Betrachtungen zu dem

*) Auch die Bürgerschaft von Bernau träumte von einer solchen. Bei Anwesenheit der Kaiserin Katharina II. in dieser Stadt, im Jahre 1764, war Abends bei der Illumination am fünften Fenster des Rathhauses der Fluß, der von Bernau über Fellin nach Dorpat führt, und ein Mathematicus, der seine Reinigungs-Instrumenta bei sich hatte, transparent dargestellt und unten stand die Inschrift:

Isť was hier hindert wegzurücken,
So wird es Stadt und Land beglücken.

Schlusse, die Gewerke müßten erhalten bleiben, trotz „der Mode werdenden freigeistlichen Staatswirthschaft, in deren Geiste neuere Schriftsteller wider Zünfte und Zünnungen declamiren“. Ein grelles Licht insbesondere auf die innern Verhältnisse Dorpats fällt durch die Auszüge aus den Rathsprotocollen im letzten Bande von Gadebusch's livländischen Jahrbüchern. Da klagen z. B. die Knochenhauer wiederholt, ihre Collegen aus Reval, Narva und Riga kauften Vieh im dörpfschen Kreise; umgekehrt beschwerten sich die Gilden, die dörpfschen Knochenhauer verkauften ihr Vieh auch nach Riga; dann wieder sträuben sich die Fleischer gegen die vom Rath angelegte Taxe, die ihnen immer zu niedrig ist. Die Sattler streiten mit den Schneidern, der Streit geht bis ans Hofgericht und dieses spricht das Urtheil, den Sattlern komme alle Arbeit zu, die Kleister, Hammer und Nägel erfordere. Die Bäcker verklagen einen Koch, der Torten gebacken hat; die Schmiede verlangen, der Uhrmacher solle zu ihrer Zunft treten; ein Lohgerbergeseß will eine Person heirathen, die nicht amtsfähig ist und zieht sich dadurch den Unwillen der ganzen kleinen Gilde zu: da er von der unfähigen Person abläßt, erhält er das Bürgerrecht; ein Kaufgeseß will in Oberpahlen, 10 bis 11 Meilen von Dorpat, einen Gewürzladen anlegen und beide Gilden treten dawider auf. Vergebens wird gegen die Auf- und Vorkäuferei gestritten: dies Ungeheuer lebt immer wieder auf. Der Statthalter kämpft unausgeseßt mit dem Rath, die Rathsglieder felden sich unter einander heimlich und öffentlich an, der Bürgermeister wird von den Bürgern und von den Brigadieren und Generalen, die in der Stadt im Quartier liegen, größlich beleidigt, der Streit zwischen Oberpastor und Diaconus wird im Jahre 1759 so heftig, daß beide von der Kanzel wider einander predigen; die Schneider führen einen Prozeß mit ihren Gesellen, darüber ob diese schuldig seien oder nicht, die bei der Lade stehenden Meister abzuholen. Nicht immer nahmen die zahlreichen Prozesse ein so glückliches Ende wie in folgendem Fall. Einem Knochenhauer war im Jahre 1740 erlaubt worden, neben der Waage unter dem hölzernen Roth-Rathhause einen Fleischladen anzulegen. Darüber entspann sich ein Rechtsandel, der von Instanz zu Instanz endlich ans Reichsjustizcollegium gelangt war — bis das Object des Streitens, die Fleischbude, im Jahre 1775, also nach 35 Jahren in der großen Feuersbrunst zu Grunde ging und somit der Rechtsandel von selbst erledigt war.

Je mehr gegen Ende des Jahrhunderts, desto mehr regte sich in beiden Provinzen das Bewußtsein der Versunkenheit, das Streben nach

Verjüngung. Zunächst wirkte die Ermuthigung, die vom Hofe der großen Katharina, der Freundin d'Alemberts, ausging, dann der allgemeine Geist des Jahrhunderts der Aufklärung, der sich weit verbreitende französische Encyclopädismus, der durch die wolfsische Philosophie gegebene Rationalismus, die emancipativen Tendenzen praktischer Staatsmänner in fast allen Monarchien Europas. Früher hatte es in den Ostseeprovinzen keine Buchladen gegeben: der Buchbinder hielt gewöhnlich einen Vorrath von Bibeln und Gesangbüchern, womit das Bedürfniß gedeckt war. Da kam in den sechsziger Jahren J. Fr. Hartknoch ins Land und wurde durch seine Buchhandlung einer der größten Wohlthäter desselben. Sein Geschäft in Riga nahm allmählig einen außerordentlichen Umfang an, seine Versendungen gingen bis Reval und Petersburg. Die dadurch gewährte Gelegenheit des Bücherkaufs, die gleichzeitig eingetretene Wiedergeburt der deutschen Literatur weckten das Interesse an Lectüre und Bildungsfragen. Bald fanden sich unter der stumpfen Menge orthodoxer Prediger Einzelne, die im Geiste der neuen Populärphilosophie der Dogmatik den Rücken kehrten und dem Volkswohl als praktische Menschenfreunde sich widmeten. In Riga begann Sonntag an der ehrwürdigen Domschule, an der schon Herder gewirkt hatte, seine segensreiche Laufbahn; in Dorpat dichtete ein fünfzehnjähriger Jüngling, J. M. Reinhold Lenz, seinen „Versöhnungstod Jesu Christi“ in klopstockischen Hexametern^{*)}, genau um dieselbe Zeit, wo der junge Göthe, sein nachmaliger Freund und Genosse, seine „poetischen Gedanken über die Höllenfahrt Jesu Christi“ in Reime brachte. In Reval weckte seit 1783 der junge Kogebue in anderer Weise ein neues Leben. Er errichtete ein Liebhabertheater, an dem die angesehensten Personen Theil nahmen und das im Laufe des Winters regelmäßig öffentliche Vorstellungen gab. Man muß sich die Enge bürgerlicher Anstandsbegriffe, nach denen das Schauspielhandwerk als ein unehrliches galt, so wie den Abscheu, mit dem die pietistische Kirchenmoral das Theater betrachtete, vergegenwärtigen, um die Größe dieses Wagnisses und das Aergerniß, das dadurch

^{*)} Das Gedicht steht in den „Gelehrten Beyträgen zu den Rigischen Anzeigen auf das Jahr 1766, Stück VII.“ Der Pastor Th. Oldenoy hatte es eingeschickt und begleitete es mit den Worten: „Ein solches seltenes Genie verdient alle Aufmunterung. Ich hoffe die Leser werden mit mir wünschen, daß die dichterischen Gaben dieses hoffnungsvollen Jünglings sich immer mehr zur Ehre unseres Vaterlandes entwickeln und erhöhen mögen.“ Hier fällt uns der Gebrauch des Wortes Genie auf, das einige Jahre später, und gerade mit Bezug auf Lenz und Göthe, in Aller Munde war.

gegeben ward, zu erweisen. Die Entschuldigung, deren sich die Unternehmer bedienten, war der wohlthätige Zweck, aber sie wären damit vielleicht nicht durchgedrungen, wenn sie nicht im entscheidenden Augenblick die Fürsprache einer mächtigen Person, des Generalgouverneurs Browne, den die Petersburger Hoflust gebildet hatte, für sich gewonnen hätten. Man sehe Fr. Arvelius ausführliche Darstellung dieses Kampfes in der von Lenz herausgegebenen livländischen Lesebibliothek, Dorpat 1796. Indes, wenn auch durch solche Theaterabende eine freiere Humanität geweckt wurde, was diesen Bürgern hinter ihren mittelalterlichen Mauern weit mehr Noth that, als belletristische Bildung, war Mannhaftigkeit, schaffender Muth, Thätigkeit in neuen Bahnen, mit einem Worte Stärkung des Charakters — aber woher sollte diese kommen? zumal, da schon damals eine ununterbrochene Auswanderung gerade die unternehmendsten Köpfe fortführte. Gleichzeitig regte sich die Frage der Bauernemancipation und beschäftigte bald das ganze Land. Nicht bloß war die Leibeigenschaft dem Jahrhundert der Aufklärung an sich ein Gräuel und dem Patrioten eine Beschämung, auch jede landwirthschaftliche Reform, jede neue technische Methode fand an der Stumpfsheit und Faulheit der armen Hörigen ein unübersteigliches Hinderniß. Der Bürgermann in den Städten, der kleine Kaufmann, der auf Rundreisen den Bauern ihren Flachs abnahm, wußte von dem Elend der Unterthanen des Adels Jammergebüchten zu erzählen und die Zuhörer konnten sich ganz dem Gefühl des Mitleids hingeben, da ihre Privilegien nicht ins Spiel kamen. Es waren aber besonders die aus Deutschland gekommenen Hauslehrer, die das durch Gewohnheit abgestumpfte Auge der Landjunker über den Zustand der Sklavenbevölkerung öffneten. Bald kamen dann auch hin und wieder Fälle vor, daß unter dem an den adeligen Hof genommenen Dienstgestunde sich ein Knabe durch Talent für Zeichnen, für Musik u. s. w. hervorthat: einen solchen ließ dann der Herr frei und sorgte für seine Erziehung — darüber allseitige Rührung. Die dem 18. Jahrhundert eigene Schwärmerei für Würde des Menschen, die abstracte Ansicht von der Gleichheit der Menschennatur in Allen erhielt durch solche Beispiele neue Nahrung. Rindlichkeit und Zutrauen waren groß. Die Reformer dachten sich die politischen Aufgaben viel leichter, als sie sind (wie jetzt häufig schwerer). Liest man die damaligen periodischen Schriften, so findet man überall vorstrebende Aufklärung, in Gedanken, Stil und Sprache etwas Abstractes, wasserdünnne Allgemeinheit. Die biblischen Redensarten sind verschwunden, man beruft sich auf den weisen Schöpfer und die gütige Vorsehung, preist

die Tugend, strebt nach Vollkommenheit, übt Maß und Billigkeit nach allen Seiten, setzt den Nutzen auseinander und hofft das Beste. In den hin und wieder eingerückten Versen hören wir meistens dieselben Töne. Eine „Livländerin von Stande“ singt in Hupels Nord. Miscellen (1781) den Dichter Cronegf an:

Wenn deine Schrift der Tugend Würde lehret,
Dem Laster die geborgte Schminke nimmt:
Dann fühlst man deine Größe und verehret
Dein schönes Herz, das nur für Tugend stimmt —

Daß Herr von Cronegf ein Edelmann war, wird übrigens nicht ohne Einfluß auf die Begeisterung der Dame von Stande geblieben sein. Unter den Gedichten, „größtentheils durch die glorreiche Regierung der allerdurchlauchtigsten Kaiserin, Katharina der Zweiten, veranlassen“ (in den vermischten Aufsätzen und Urtheilen über gelehrte Werke. Ans Licht gestellt von unterschiedenen Verfassern in und um Livland. Band 2. Riga bei Hartknoch, 1780—83) finden sich Gegenstände wie folgende: die Einimpfung der Blattern, bei der Genesung J. M. der Kaiserin und S. K. H. des Großfürsten von der Blatterncur, die an die entferntern russischen Provinzen versandte physicalische Gesellschaft — Oden, die für die prosaische, aber in ihrer Raibetät lebenswürdige Bildungs- und Nützlichkeitschwärmerei der damaligen Menschen charakteristisch sind. Schulen einrichten galt als die Panacee für alle socialen Uebel und die immer näher kommende Hoffnung, in Dorpat die Universtität wieder errichtet zu sehen, belebte die Gespräche aller Bessern und Gebildeter.

Hier in Dorpat nun war es, wo unser Dichter am 16. (27) Juni (oder Brachmonats, wie man damals sich Mühe gab zu sprechen) des Jahres 1775 geboren ward. Sein Vater, damals Secretär des Rathes, stammte aus Bernau. Wenige Tage nach der Geburt des Knaben, am 25. Juni, brach die furchtbare Feuersbrunst aus, die fast ganz Dorpat in einen rauchenden Schutt- und Aschenhaufen verwandelte. Nach den ersten Monaten eines furchtbaren Elends begannen die Bürger ihre Stadt neu aufzubauen: eine Collecte im Lande hatte über 20,000 Rubel ergeben, die Regierung schoß die Summe von 100,000 Rubeln zinslos auf zehn, dann auf noch zehn Jahre vor. Ein neuer Straßenplan war abgesteckt, in der Stadt durfte nur aus Stein, in den Vorstädten nur mit Ziegeldächern gebaut werden. Wo alles Außere seine Gestalt verändert, da befreit sich

auch der Mensch von der Gewohnheit und richtet unwillkürlich seinen Blick in die Zukunft; glücklich, wenn das alte Philisternerest, dessen herrschende Sitte Zwietracht und Trunk gewesen, in den Flammen aufgegangen war und die Bürger nur einen Theil der rastlosen Energie in sich fühlten, mit der amerikanische Ansiedler eine neue Stadt anlegen oder eine abgebrannte wieder aufbauen. Aber ein schlimmes Zeichen war es, daß durchgängig Handlanger, Zimmerleute und Maurer aus dem Innern des Reiches zum Bau gebraucht wurden, die dann auch mit dem erlangten Gewinn wieder heimzogen. Auf die Phantastie des Knaben Petersen aber mußte das geschäftige Treiben in den ersten zehn Jahren nach dem Brande, das Aufsteigen der Häuser, die daliegenden Ruinen, die Erzählungen von der Feuersnoth und den früheren Stätten des Wohnens und Wandels, die kleinen Nothbehelfe des Lebens und der Einrichtung, die frei daliegenden Gründe der Erde, die in ihren Aschen- und Trümmerfichten von dahingefunkenen Geschlechtern und Wohnungen sprachen — einen unauslöschlichen Eindruck machen. Dorpat ist in seiner Lage, seiner Vergangenheit eine poetische Stadt. Die hohen Ufer des Flusses bilden hier Berg und Thal und gewähren Standpunkte und Ausichten. Auf dem Dome lag ein Schatz vergraben — wie immer an Stätten alter Herrlichkeit —, und so fest und allgemein war dieser Wahn, daß einmal sogar, wie Gadebusch erzählt, im Rathsprotokoll davon die Rede ist. Dort oben lagen die Trümmer des bischöflichen Schlosses, die so schöne Gelegenheit zum Klettern gaben, von dort führte ein unterirdischer Weg irgendwohin, dort oben stand der riesenhafte Kumpf der alten Kathedrale, die einst der herrschende Mittelpunkt des reichen Stiftes gewesen, sichtbar nach Süden bis zu den Gipfeln des Odenpähschen Hochlandes, nach Westen, wie man versicherte; über den großen See bis nach Fellin. Die Thürme hatte vor kurzem der Generalfeldzeugmeister Billebois, der die Binnenstadt Dorpat zur modernen Festung machen wollte, mit frevelhafter Hand abbrechen lassen: oben auf der Plateform sprangen jetzt verwegene Knaben, die sich auf halbzerstörten Stufen hinaufgewunden hatten, warfen mit Steinen, piffen und schauten weit ins Land. All' diese Pfade, Bogentrümmer, Verstecke, die daliegenden geborstenen Grabsteine der alten Domherren mit gothischen Umschriften wird der junge Petersen wohl gekannt, durchklettert, auch wohl sinnend betrachtet haben. Das Esthnische lernte er, wie in den kleinern Städten von Nordlivland und Esthland gewöhnlich, von früh auf als eine zweite, untergeordnete Muttersprache; vom Russischen wird er schwerlich mehr gekannt

haben, als die Interjectionen und emphatischen Redensarten, wie sie von den Durchmärschen und der Einquartierung, auch wohl von den einwandernden Arbeitern jedem Dorpater geläufig waren. So ruft er in dem Gedicht No. 6 seinem Kutscher zu: „stupai (fahr zu!)“ und in dem Liede No. 15: „ne boiss (nur nicht ängstlich!)“. Acht Jahre alt kam der Knabe in die dörptische Stadtschule, die ihre Zöglinge, wenn diese lange genug aushielten, auf die Universität zu entlassen pflegte. Diese Anstalt, deren erste Gründung ins Mittelalter hinaufgeht, datirte damals ihren rechtlichen Bestand von 1689, in welchem Jahre Krone und Stadt sich dahin verglichen hatten, daß die jetzt so genannte „vereinigte Kron- und Stadtschule“ vier Classen und vier Lehrer haben sollte, Rector, Corrector, Subrector und Rechenmeister. Der nordische Krieg vernichtete mit der Stadt natürlich auch die lateinische Schule. Im Jahr 1731 neu eingerichtet, konnte sie, gleich dem übrigen Gemeinwesen, zu keiner Blüthe gelangen. Der Zuschnitt war ärmlich, die Gelder waren knapp oder blieben aus, Rath und Präpöste waren laze Scholarchen. Die aus Deutschland berufenen Rectoren suchten baldmöglichst auf eine Pfarre, die ein besseres Auskommen versprach, abzugehen. In Prima war oft gar kein Schüler, auch Secunda stand im J. 1749 ganz leer. Griechisch wurde aus dem Neuen Testament gelernt, lateinische Classiker wurden in der pedantischen Weise der ältern lutherischen Schulen exponirt; doch da Alles in der Schule lateinisch herging, so waren die Zöglinge dieser Sprache bei weitem mächtiger als die Gymnasiasten des 19. Jahrhunderts. Daß der Bafel tüchtig gehandhabt wurde, geht aus einem Vorfall hervor, den Gadebusch unter dem Jahr 1751 mit folgenden Worten anmerkt: „Der Rector hatte einen Knaben von etwa 12 Jahren blutrünstig, braun und blau geschlagen und sich dabei in Worten wider den Rath vergangen. Dieser nahm sich der Sache an und klagte beim Generalsuperintendenten.“ Vermuthlich war der Knabe der Sohn eines Rathsverwandten, denn woher sonst die Zärtlichkeit eines hochedlen Rathes und die begleitende Rede des Rectors? Indes kam, wie in der Kirche der Rationalismus, so der neue pädagogische Humanismus in Livland immer mehr zur Geltung. In Riga hatte der Rector der Domschule, der treffliche G. Schlegel, der im Jahr 1780 seinem würdigen Nachfolger Snell das Amt übergab, in einem Aufsatz von Basedows Bestrebungen nicht ohne Anerkennung gesprochen; Rector der dörptischen Schule wurde der vielverehrte Lorenz Ewers, der mit der Tüchtigkeit der alten Zeit das liebevollere Verständniß der Kindernatur verband, nach welchem

die neuere Zeit strebte. Daß Petersen sich hier eine bleibende classische Bildung erwarb, lehrt fast jede Seite seiner Gedichte. Achtzehn Jahre alt, im J. 1793, nahm er in einem öffentlichen Redeact*) von der Schule Abschied, um auf einer deutschen Universität Theologie zu studiren. Er ging erst nach Halle (Neurolog im Ostsee-Provinzenblatt von 1823), dann nach Jena. Der Sprung von den veralteten Begriffen des stillen Städtchens weit hinten jenseits der Ostsee in den literarisch-philosophischen Strudel des geistbewegten, gährenden Jena, aus dem Flachlande in die Berge, von der Schulzucht zu dem Uebermuth akademischer Lizenzen, von der mäßigen wohlmeinenden Weisheit der provincialen Schul- und Kirchenlichter zu der speculativen Idealität Schillers und Fichtes — dieser Uebergang konnte einen Geist wie Petersens wohl berauschen. Als Theologe war er hingekommen, in Goethes Zauberkreisen ward er ein Jünger der neuen ästhetischen Ethik, die auf den Trümmern des frühern Dogmatismus sich auferbauete. Aus den Ostseeprovinzen fand sich damals gerade ein Kreis sprudelnder Jünglinge zusammen, die sich nach den Schilderungen Heinrich Schmidts (Erinnerungen eines Weimariſchen Veteranen, Leipz. 1856) durch Feinheit und Adel des Benehmens vor den übrigen Mufensöhnen auszeichneten. Denn roh und renomnistisch war das Studentenleben auf dieser kleinen Universität, die von ihren fürstlichen Protectoren wie eine Macht gleichen Ranges geschont und gefürchtet wurde. Da zogen die akademischen Bürger zuweilen, wenn sie glaubten, daß ihnen ein Unrecht geschehen, mit Helmen und Säbeln und Ränzchen auf den Schultern zur Stadt hinaus, um die Universität anderswo zu errichten. Dann flogen ihnen Boten aus Jena nach, der Zug hielt an und nach einigen Verhandlungen und Bewilligung ihrer Forderungen rückten sie dann wieder, wie einst das römische Volk, brüllend und mit den Hiebern rasselnd zum Thor hinein. Aus dieser Zeit (1795) ist uns ein Gedicht Petersens: „der alte Bursch“ erhalten worden, welches mit lebendigen Farben jene Ausschweifungen schildert, die dennoch, wie man wohl sagen darf, nur die Gegenseite der geistigen Freiheit waren und wie eine rauhe Schale die innere Unschuld bedeckten. Gewiß mit demselben Gleichmuth, wie sein alter Bursch,

Wenn er vor dem versammelten Senate,

Wie Catilina, schwöde Reden führt,

*) Welcher nach Recke und Napiersky gedruckt wurde. Uns ist das Schriftchen nicht zu Gesicht gekommen. Warum gab aber der Sammler von Petersens Gedichten, wenn es nicht ganz aufzunehmen wollte, nicht wenigstens einen Auszug oder eine Inhaltsanzeige?

Und wenn ihn ein Beschluß vom hohen Rathe

Auf neun und neunzig Jahre relegirt —

kehrte auch Petersen in ähnlichem Falle der Mufenstadt den Rücken und fand sich bei den Eltern in Dorpat wieder ein. Die kleine Stadt lebte damals in glänzenden Hoffnungen. Die vorgeschossenen hunderttausend Rubel freilich, die im J. 1795 fällig waren, aufzubringen, schien fast unmöglich und kostete manchem Bürger sein neugebautes Haus — allein die vielen leeren Räume schienen zur Aufnahme einer Universttät wie geschaffen und wie viel Erwerb und Verdienst, wie viel Nahrung und Bildung versprach eine so große Anstalt! Was im Lande, besonders in der Nähe Dorpats, an gebildeten Hauslehrern lebte, machte sich Hoffnung, bei der neuen Universttät verwendet zu werden. Das Rathhaus, dessen Grundstein noch Gadebusch gelegt hatte, ging seiner Vollendung entgegen, über den Fluß führte eine schöne steinerne Brücke, der Dom, als Grund und Eigenthum der neuen Corporation, sollte wie in bischöflichen Zeiten mit eigener Immunität an das Territorium der Stadt gränzen. Daß ein frisch von der Akademie Bekommener, wie der junge Petersen, zunächst Hauslehrer wurde, war der Regel gemäß und so hatten die Eltern, die ihn in der Nähe Dorpats und der künftigen Universttät behalten mochten, eine Stelle für ihn fertig — im Hause des Geheimeraths v. Vietinghof, der selbst später einen thätigen Antheil an der Gründung der Universttät nahm. Als Glied dieser Familie und im Amte eines Hofmeisters verbrachte nun Petersen die nächsten Jahre bald in Dorpat, bald auf Schloß Marienburg, fand auch Gelegenheit nach Riga und St. Petersburg zu reisen und Freunde zu besuchen, die zerstreut im Lande wohnten. Eine uns vorliegende Reihe Briefe aus den Jahren 1798 und 1799, die zwar nicht von Petersen, aber von einem Jugendfreunde an ihn geschrieben wurden, werfen hinreichend Licht auf seine damaligen Meinungen und Beschäftigungen. Man erstieht daraus, daß er alle Resultate der ungeheuren ästhetisch-religiösen Umwälzung, die im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts in Deutschland vor sich gegangen war, bereits als persönliche Ueberzeugung in sich trug. Zum Geistlichen im bisherigen Sinne, auch zum rationalistischen Aufklärer im Predigerrocke war er verdorben und es bedurfte keiner hämischen Zungen, ihm diesen Stand zu verleiden. Sein Abgott war Shakespeare; mit dem hellblickenden Naturalismus dieses Dichters beurtheilte er Menschen und Dinge um sich her, traditionelle Einrichtungen, heilige Autoritäten. Hatte er ohne Scheu und Scham mit

der Waffe des Wizes sich Raum geschafft, dann gab er sich den großen Genien mit um so innigerer Huldigung hin. Der Reiz, den auch die Romantiker in Deutschland empfanden, der blöden Menge und ihrem Handwerksverstande mit tieferer Einsicht und feinerem Phantastegenuß gegenüberzustehen, mußte in einem Lande, wo so vieles, Klima und Volk, unendliche Winter, lange Nächte, gefrorene Fenster, dicke Desen, Branntwein und Slaverei, kurz die ganze Gestalt des Lebens unmittelbare Barbarei an sich trug, von besonderer Stärke sein. Es war doppelt süß von Griechenland zu träumen, indeß der Schnee alle Dinge begrub und rohe Pelze die edle Menschenform unkenntlich machten. Daß Petersen an eine Dichterlaufbahn dachte, die ihm beschieden sein könnte, geht z. B. aus seiner Aeußerung hervor: „Freue dich, Brüderchen, im 25. Jahre schrieb Shakespeare sein erstes Stück!“ Der Freund nimmt davon Anlaß, Petersens poetische Anlagen zu preisen, fordert ihn dringend zu ästhetischen Versuchen auf und schließt damit: das Feld, zu welchem ihn sein Genie bestimme, sei das der Satire, oder wie wir heutzutage mit einem damals noch wenig gebräuchlichen Ausdruck sagen würden: des Humors. Als dann im Jahre 1802 die „Frrwisch-Universität“, wie Petersen sie nennt, „die hier entsteht und dort vergeht“ (denn man schwankte anfangs zwischen Dorpat und Mitau, auch wurde Pernau genannt), endlich in Dorpat gegründet und nach den damaligen Umständen reichlich dotirt war, da fand auch der geistreiche junge Hauslehrer an ihr sein Plätzchen: er wurde Censur- und Bibliotheksecretär, zugleich auch Lector der deutschen Sprache (bis zum Jahre 1819). Von nun an lebte er in seiner Vaterstadt ohne großen Schicksalswechsel, von seinen Freunden vergöttert, wegen seines heitern Wizes überall willkommen, schwelgend im Mitgefühl der großen Dichter aller Zeiten, Morgens fleißig in Amtsgeschäften, Abends gern beim Glase Grog, die Seele eines wechselnden Kreises alter und neuer Genossen. Und nicht bloß als geistreichen Gesellschafter und wackeren Trinker (er nennt sich selbst scherzend eine „Cisterne“ und einen „kühnen Wahrheitsforscher“, weil in vino veritas), sondern auch als humoristischen Dichter kannte ihn bald Stadt und Land. Kleine Gelegenheiten des localen Lebens wußte er zum Entzücken der Philister durch heitere Verse zu adeln und in eine größere Bildungssphäre hinüberzuführen. Die Kunstgelehrten in dem neuen corpus academicum mögen ihn wenig beachtet haben, auch hatte er selbst kein näheres Verhältniß zu der strengen Wissenschaft, doch war Haltung und Sitte der Universität in jenen Jugendjahren leichter und es gab noch manchen Pro-

fessor, der lieber ein Citat verloren gehen ließ, als einen Witz unterdrückte. Daß Petersen schon frühe den Beinamen „der Dicke“ verdiente, lehrt die Selbstschilderung vom Jahre 1801: „Ein monstrum horrendum et ingens,

Ein Bongenangeficht, das wie der Vollmond glänzte,

Ein Kopf, der geistlos wie ein Kürbis war,

Auf dem ein Restchen dünnes Scheitelhaar

Wie ein Saturnusring die blanke Glaze kränzte —“

und mit der Wohlbeleibtheit wird sich eben so früh ihr Correlat, die launige Behaglichkeit eingefunden haben. Für die Enge und Gleichgültigkeit des prosaischen Lebens in der kleinen Stadt entschädigten die Bacchusfeste, die einer und der andere der Freunde in ihren Häusern veranstalteten, die Abende auf der „Musse“, im stillen Hause im Wallgraben, im Winkelclub bei Volkmann und bei Richter, der phantastische Scherz; die tolle Bosse, die Traumfreiheit, die aus den Gläsern aufstieg. Da öffneten sich „Goethe's und Shakespeare's Zaubervelten“; da steigerten sich die Eigenheiten der Individuen in gegenseitiger neckender Uebertreibung zur befreienden Komik, die dann von selbst das Band der Liebe noch inniger knüpfte. Bezeichnend für den Geist, der bei diesen Zusammenkünften waltete, ist z. B. folgender Zug: die Genossen sind versammelt, der Hochzeit eines abwesenden Freundes zu gedenken; die Plätze um den großen runden Tisch sind besetzt, die Gläser gefüllt — worin besteht die Hauptfeier des Abends? Einer der Anwesenden, ein Pastor, liest zur Erquickung einen Abschnitt aus Jean Pauls Blumen-, Frucht- und Dornenstücken vor! Herabstimmend aber wirkte später die bei Petersen sich einstellende Harthörigkeit, ein trauriges Uebel bei seinem gerade auf geselligen Verkehr so sehr angelegten Naturell; dann häusliches Unglück, eine geistige Krankheit seiner Frau, einer Französin, mit der er sich im Jahr 1803 verbunden hatte, der Verlust zärtlich geliebter Kinder. Seinen einzigen übrig gebliebenen Sohn hatte er einem Freunde zur Erziehung übergeben müssen, dem Propst Berg in Hallist; diesen zu besuchen fuhr er zu Weihnacht 1822 bei heftiger Kälte über das Eis des Sees, brach mit dem Schlitten in eine offene Spalte, ward halberfroren nach Dorpat zurückgebracht und endete in der Neujahrsnacht auf 1823, in der vollen Kraft des Mannesalters, zum Entsetzen der Freunde, weit und breit beklagt, ein erbärmliches Opfer eines tödtlichen Zufalls und unholden Klimas.

Ueberblicken wir die hinterlassenen Gedichte des Dorpater Humoristen im Zusammenhange, so finden wir Inhalt und Gegenstand mehr ästhetischer

als politischer, mehr persönlicher als allgemeiner Natur. Auch darin sind sie Kinder der Zeit. Denn zwar gingen damals die gewaltigsten Begebenheiten über den Welttheil; Länder wechselten ihre Herren wie Landgüter, wurden zerstückelt oder zusammengeschlagen wie diese; jedes Jahr brachte glänzende Feldzüge, entscheidende Schlachten — dies war für den Bürgersmann, der Abends kannegießerte, ein uner schöpflicher Stoff, aber politisch verhielt er sich dabei nicht. Zwar wirkte zum Sturze Napoleons die Theilnahme des nieder säch sischen Volkes mit, aber nur als dumpfer, reagirender Racenwiderwille, nicht im Dienste einer politischen Idee. Für das Deutschtum aber konnte Peterßen so wenig, wie Goethe, sich erwärmen; über dies blinde und enge Gefühl (!) hatte ihn die humane Bildung, die aus unsern Classikern sprach, erhoben; über E. M. Arndt drückt er sich einmal wegwerfend aus, ein andermal verhöhnt er die Siegesfeier eines damaligen Kriegshelden in einem ironischen Gedicht, ja er ergriff, wie man erzählt, förmlich für Napoleon, als seinen Helden, Partei. Unter andern Umständen hätte Peterßen, dem es nicht an scharfem Blick, auch nicht an Kühnheit fehlte, wohl ein politischer Satiriker werden mögen. In seinen frühern Gedichten fehlen kleine Züge der Art nicht, z. B. wenn er von einem Hunde rühmt:

Und ließ sich ruhig peitschen wie ein Esth' —
oder einem Hauslehrer, der einen Junker zu erziehen hat, zuruft:

Und wisse, jeder junge Herr von
Wird einst ein alter Herr von Bon,
Trotz dem moralischen Geplär von
Dem ἀγαθόν und dem καλόν —

oder wenn er wünscht, sich auch von Peterßen nennen zu dürfen:

Und wollte mir Gott noch das vergönnen,
Daß ich mich könnte von Peterßen nennen,
Daß ich dann könnt' im — — —
Den wahren Stein der Weisen finden
Und 's Satans Alchymie ergründen,
So thät' ich von Herzen gern Verzicht
Aufs letzte Fünftchen Seelenlicht —

oder wenn er den faulen Sybaritismus seines Heimathlandes verspottet:

Wohl ist, seit ich wieder frier' im Norden,
Manches davon pur Fett geworden,
Bin doch ein Birländer comme il faut —



aber sein satirischer Kampf ist doch hauptsächlich gegen die veralteten Begriffe in Poesie und Aesthetik gerichtet und seine Feinde sind im kleinen Kreise dieselben, gegen welche die romantische Schule, auch wohl die Kennerdichter selbst im Felde lagen, der phantasielose Alltagsverstand, die hausbackene Trivialität, die vulgäre Platttheit. Denn wie Goethe's Genius nicht allsogleich die große Menge in Preußen unterwarf, sondern Nicolai, Biester, Mendelssohn, Engel, Garve immer noch die ächten Organe des dort herrschenden Volksgeistes blieben, wie dort nicht Wilhelm Meister, sondern Lafontaine's Romane von allen Seiten ein thränenvolles Echo des Entzückens erweckten, ganz so in Livland, welches Merkel erzeugt hatte, und in Esthland, wo der beim Demos weit und breit gewaltige Kogebue lebte. Wie tief Peterfen dies gemeine Urtheil und die Wortführer desselben verachtete, sehen wir aus der „Prinzessin mit dem Schweinerüssel.“ Da klagt z. B. der kleine hölzerne Nußknacker, der personificirte „Freimüthige“, daß sein Rachen nicht weit genug sei, um die beiden ungeschlachteten Kokosnüsse, Goethe und Schelling, zerknacken zu können; da schildert der Hanswurst die altväterische Gelegenheitspoesie in der guten Stadt Riga:

Wie liebt man nicht in Riga die Dichtkunst!
 Zwar nicht als Kunst, doch eben als Nichtkunst,
 Ohn' alle Inspiration und Magie,
 Ganz nüchterne Casualpoesie!
 Da schlägt jeder Bäcker und jeder Vader
 Sich selber die poetische Ader —
 Da fällt kein Sperling vom Rathhausdach,
 So schallt ihm ein Ränie nach.
 Giebt Hans der Grete die rauhe Hand,
 So umflattert sie ein bedrucktes Band
 Und ein Gestöber von weißen Blättern
 Ueberschneit sie von Basen, Ruhmen und Wettern.

Peterfen selbst lebte und webte so sehr in Schiller und Goethe, daß er nicht bloß Sentenzen beider Dichter häufig im Munde führte und z. B. in den letzten Tagen mit erfrorenen Füßen noch ausrief:

Das Haupt ist frisch, der Magen ist gesund,
 Die Beine aber wollen nicht mehr tragen —

sondern auch in seinen Gedichten die Parodie Goethescher und Schillerscher Originale besonders gern zu komischem Effect benutzt. Da wird die Un-

geduld bei einer Fahrt vom Lande in die Stadt (Nr. 22) mit den Schmerzensrufen der Kindesmörderin ausgedrückt oder die Vorsteher der dörrptischen Muffe fingen nach der Melodie des Reiterliedes:

Auf, auf, Kameraden, zu Tisch, zu Tisch —

und die „Prinzeßin“ besteht fast ganz aus parodischer Verwendung allbekannter Dichterstellen, wie wenn die Jose ausruft: Nach Reval möcht ich! und der Hanswurst darauf erwiedert:

Zum Kogebue?

Du ahnungsvoller Engel du!

Allmältig aber gewinnen Motive und Gesichtspunkte der romantischen Schule Herrschaft über Peterfen und seine Gedichte tragen den neuen romantischen Hochgeschmack an sich. Er befreundet sich mit Hans Sachs und Fischart, mit Burkard Waldis und der naiven Thiersabel; er bildet esthnische und finnische Volkslieder nach und führt den alten Owen in deutschem Kleide vor; er alterthümelt und erzählt christliche Legenden; er dichtet ein phantastisch-ironisches Märchendrama, in welchem, ganz nach Weise der Romantiker, literarische Kritik die Maske des Zauber Glaubens bald vornimmt, bald lüftet und die dramatische Kunst sich selbst und ihre eigenen Zwecke verhöhnt. Die „Biege“ und „St. Peter und der Drescher“ sind heitere Schwänke mit dorfmäßiger Lebensmoral, im glücklichsten Kunitelverston, die aber doch wieder durch geflissentliche Häufung von Archaismen und Fischartischen Wortfragen ganz romantisch sich selbst ironistren. Die „Prinzeßin mit dem Schweinerüssel“, die übrigens um einige Jahre zu spät kam, enthält Ansätze von Charakteristik, von dramatischer Wahrheit, die mitten in dem Selbstvernichtungsspiel sich wie unwillkürlich geltend machen und von des Dichters gesundem, auf das Wirkliche gerichteten Talent Zeugniß geben, während das gleichnamige Stück von Falk nirgends die Sphäre des Abgeschmackten verläßt. Auch heller und unterhaltender finden wir das Peterfensche Drama, als z. B. „Prinz Zerbino“ oder den „gestiefelten Kater“, Stücke, deren Reichthum an Geist auch nicht so groß ist, als sie sich die Miene geben möchten. Mehr als in diesen vornehmeren Producten glänzt nach unserem Urtheil Peterfen's Muse in den Scherzgedichten an Freunde, in den Gelegenheitsversen. Hier ist überall sprudelnder Witz, offene Munterkeit, ohne daß der Hintergrund gediegener Bildung verschwände, die dem bloßen Lustigmacher fehlt. Selbst wo der Dichter nur Spaß zu treiben scheint, z. B. in den beiden Traueroden auf hingeschiedene Hunde, belacht er, gleich dem Dichter des Atta Troll, doch

nur das Menschenleben. Er hat für das Charakteristische menschlicher Persönlichkeiten einen scharfen Blick, darum eine böse Zunge, aber das unverkennbar freundliche Gemüth, die gewinnende Herzlichkeit halten auch da, wo die beißenden Anschuldigungen weit gehen (z. B. Nr. 13), alle Kränkung fern. Die Wärme der Freundschaft, die wir überall empfinden, verwandelt und veredelt die muthwilligsten Lästerungen zum ächten poetischen Humor.

Was Mittel und Stil der Darstellung im Engern betrifft, so spielt unser Humorist aufs übermüthigste in Vergleichen des Hohen mit dem Gemeinen, in kolossalen Uebertreibungen, in groben Obscönitäten. Ein Wort, das in Goethe's Jugendkreise beliebt war, ist auch bei Petersen nicht selten. Arge Eynismen begegnen auf jeder Seite; daß sie für den Dichter Reiz haben, spricht für die Keuschheit seiner Seele, obgleich wohl für einen ursprünglich dualistischen Sinn. Der Rhythmus fließt mit gefälliger Leichtigkeit dahin; in der Virtuosität, schwere, seltene, zusammengesetzte Reime aufzufinden und komisch zu benutzen, wird Petersen auch von Heine nicht übertroffen, z. B.

Wer wouuiglich dann wie ein Buchstuf
Dich leben so und lieben sieht,
Wie Cincinnat, der hinterm Pflug ging,
Und Curius, der Rüben briet —

oder

Und schläft aus allen Rüstern schnarchend,
Als wär' er schon Papst und läg' auf Barchent.

Am meisten aber wird der poetische Stil charakteristisch durch Einmischung der localsten Livonismen, die sonst in Schrift und Druck keinen Eingang finden und sich mit pathetischen Reden, lateinischen Floskeln, Dingen von allgemeiner Geltung aufs ergößlichste stoßen und begegnen. Wer künftig ein livländisches Idiotikon zusammenstellen will, der wird in Petersen's Gedichten zahlreiche und werthvolle Beiträge finden. Ich will nur ein Beispiel anführen. Prinz:

Drauf reich' ich dir meine fürstliche Hand!
Und Geld sollst du haben . . .

Hans wurst: Wie Meer am Sand!
Dem liv- und esthländischen Dialekt ist es nämlich eigenthümlich, daß das Gesprochene sehr schnell vom Munde geht, der Redende daher häufig strau-
schelt und Verwechslungen wie im obigen Falle begeht.

Wir sind am Schlusse mit unserer Skizze, deren Gegenstand ohnehin Manchem als der Rede nicht werth erschienen sein wird, und fügen nur noch für diejenigen, denen diese Gedichte nie zu Gesicht gekommen sind, eins derselben hinzu, das sich allenfalls mittheilen läßt. Es schildert eine Winterfahrt von Dorpat nach der Gegend von Fellin und zeigt uns den Dichter in seiner ganzen scherzhaften Liebenswürdigkeit. Auch ahnungsvoll sind die schönen Worte von der funkelnden Bahn, auf der der Ton, gleich dem Leben, dumpf verhallt, denn auf demselben Eise war es, wo der Dichter später, wie mehrmals erwähnt, einen frühzeitigen Tod fand.

An Julius Lohmann in Boiſeck.

Nach bekannter Melodie.

Bruder brüderlich!
 Herz- und liederlich
 Drück' ich dich an meine Brust!
 An Boiſeck den' ich Nacht und Tag,
 An dich, an Arrak und Tabak.
 O süßer Bahn!
 O Schlittenbahn!
 Du bringst mir Lieb' und Lust.
 Komm, Winter, bald;
 Sei streng und kalt
 Wie ein Verstandesmann!
 Komm, zieh des Birzjers „feuchtem Weib“
 Den Eisespanzer auf den Leib,
 Und ihr, Moräst',
 Seid brückenfest!
 Ich leg's aufs Brechen an.

Mel.: Hebe, sieh in sanfter Feier.

Hebe dich zur sanften Feier,
 Herbst! und nimm den Ruff zur Hand.
 Zieh' den weißen Marmorſchleier
 Ueber See und Land.
 Ein wenig ist's Land zwar gepudert,
 Ein wenig gefroren der Dreck;
 Doch im Birzjerr wird noch gerudert,
 Und die Sonn' leckt den Schnee wieder weg.

Mel.: Bekrängt mit Laub.

Geduld, Geduld! Wer hinkt, kommt auch zu Biere;
 Was langsam kommt, wird gut!
 Geduld, bald steht der Schlitten vor der Thüre,
 Steig ein mit frohem Muth!

Mel.: Freut euch des Lebens.

Bringt mir den Pelz her!
 Schlingt mir den Gurt um den Leib!
 Setzt mir die Mütze auf!
 Mach fort, mein Weib!
 Allein das Weibsvolk nählt und quält;
 Bald hier, bald da, bald dort was fehlt;
 Sie sieht mich an und ruft: „Herr Je!
 Erzier dir nicht den großen Jeh!“

Mel. des Kuhreigens: So i nit a schöne gute Wehstoa.

So ich nit a schöne Paar Pelzschua?
 Didl dul tua, didl dul tua,
 Didl dul tua, didl du! —

Gelbners Mel.: Der Schäfer puzte sich zum Tanz.

Und fort nun gehts — der Kutscher pfeift,
 Die Peitsche knallt, der Schlitten schleift,
 Als hätten Rosse Schwingen.
 Die Stadt im Nebelflor entflieht,
 Und knisternd pfeift der Schnee sein Lied,
 Juchhe, juchhe! juchheissa he!
 Und hell die Schellen klingen.

Mel.: Brüder lagert euch im Kreise.

Rechts und links die Dörschen fliegen,
 Almazal bleibt ferne liegen,
 Porri — so vom Dred benannt —,
 Prangt im silbernen Gewand.

Mel.: Es ritten drei Reiter zum Thore hinaus.

Bei Werrema geht's auf den Wirzjerm dann,
Hoho!

Wie strahlet und funkelt die herrliche Bahn,
Halloh!

Es stampfen die Kofse, daß weit es erschallt,
Und dumpf in der Ferne der Ton verhallt:
Hoho! halloh! hoho!

Auch das Leben verhallt also!

Mel.: Wo willst du klares Bächlein hin.

Des Baldhorns Töne hört mein Ohr,
Von wannen?

Ein wirthlich Dach blickt dort hervor
Aus Tannen.

Da wohnt die schöne Försterin
Mit blauem Aug' und Taubenstirn.

Mir wird's so schwer, so schwer, vom Ort
Zu scheiden!

Hier lebt' ich gern und immerfort
Mit Freuden!

Ihr Arm und Busen ist so weiß,
„Es wird mir gleich zum Dampfen heiß!“

Mel.: Schöne Winka, ich muß scheiden.

Schöne Jägerin, muß eilen,
Darf nicht mehr in Waibla weilen,
Darf dein — — —

Doch Dir bleibt mein Herz.
Und auf hochbeschneiten Auen,
Unterm Schnapsen, unterm Rauen
Werd' ich zart nach Dir miauen,
Wie der Hinz im März.

Mel.: God save great George the King.

So geht's wie auf der Flucht

Bei Adra quer die Lucht

Und — nous voilà.

Und von der Treppe spricht

Mit freundlichem Gesicht

Lohmann: „Du dicker Wicht,

Bist endlich da!“

Victor Gehn.

Ueber die geographischen Gränzen und die Nationalität der Wissenschaften.*)

Der Naturforscher im weitesten Sinne des Wortes hat nicht nur die Verpflichtung, Neues zu entdecken und zu erfinden, um seinen Trieb zur Erkenntniß des Wahren zu befriedigen und seinem Nebenmenschen zu nützen, sondern aus demselben Grunde ist er berufen, Irrthümer und althergebrachte Vorurtheile, deren einzige Stütze der Autoritätsglaube ist, aufzudecken und zu vernichten.

Dieser letztere Beruf ist nicht beneidenswerth: denn einmal ist der Gegenstand, welcher vernichtet werden soll, nicht immer so wichtig, daß durch den Umsturz desselben ein wissenschaftlicher Zweig eine bedeutende Vervollkommnung erreicht oder eine vollständige Umwandlung erleidet; das Verdienst des Umstürzenden ist also nur ein sehr geringes. Auf der andern Seite ist ein solch' revolutionäres Beginnen ein undankbares, weil es eben an hergebrachten Vorurtheilen, an der Bequemlichkeit rüttelt und nach verschiedenen Seiten hin die Eitelkeit verlegt, eine Schwäche, deren sich selbst die hervorragendsten Geister nicht immer ent schlagen können und deren geringstes Symptom ein selbstzufriedenes Schmunzeln ist.

Wer die Geschichte der exacten Wissenschaften, besonders der ange-

*) Diese Rede war zum Vortrage in einer der allgemeinen Sitzungen der Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte zu Königsberg bestimmt. Ein unliebsamer Zufall verhinderte den Verfasser dort zu erscheinen.

wandten Heilkunde, nicht ohne ethischen Criticismus überschaut, wird uns schwer bemerken, daß manche Erfindungen und Entdeckungen mit dem Namen des Landes bezeichnet werden, in welchem sie augenfällig gemacht und aus welchem sie in andere Länder eingeführt wurden, mochten sie nun eine große oder geringe Bedeutung für den betreffenden Zweig der Wissenschaft haben. Man spricht von deutschen, französischen, englischen und anderer Länder Erfindungen, die Heilkunde besitzt deutsche, französische, englische, indische, russische, spanische, amerikanische Heil- und Operationsmethoden und man nimmt gewöhnlich solche Benennungen in gutem Glauben hin, ohne daran zu denken, ob sie auch eine Berechtigung zu ihrer Existenz besitzen, ob sie nicht vielmehr aus einer schlecht verhehlten Eitelkeit und einer unrichtig angewendeten Vaterlandsliebe entstanden sind, gleichviel ob die Entdecker und Erfinder selbst oder Andere eine solche Benennung in Lauf gebracht haben.

Ich spreche von vorn herein jeder Entdeckung oder Erfindung die Berechtigung ab, sich den Namen irgend eines Landes beizulegen; ich halte eine solche Benennung für unwissenschaftlich und für das Land, von welchem der Name genommen wurde, in mancher Beziehung für bedenklich.

Mag diese Behauptung vor der Hand paradox erscheinen, ich werde dieselbe zu begründen suchen, doch möge es mir nicht verargt werden, wenn ich die Beispiele, an welche ich meine Beweisführung knüpfe, vorzugsweise demjenigen Zweige der exacten Wissenschaften entnehme, dessen Bearbeitung der Zweck meines Daseins ist.

Alle Völker unseres Erdballs sind bildungsfähig nach der Organisation ihrer Sinne im Allgemeinen und wir dürfen von diesem Ausspruche selbst keine Ausnahme für Botokuden, Feuerländer und Neuseeländer machen, denen bis jetzt noch die geringste Intelligenz zugesprochen wird. Nur äußere zufällige Verhältnisse, Beschaffenheit des Landes, Zahl der Bevölkerung, Regierungsform, Verbindung mit andern Völkern haben auf einige Völker günstiger als auf andere eingewirkt, weshalb jene sich vorzugsweise die gebildeten nennen. Würden solche vereinten günstigen Verhältnisse bei anderen Völkern, die wir wilde zu nennen pflegen, eingewirkt haben, so wäre die Reihe vielleicht an uns, Barbaren genannt zu werden. Aus diesem Grunde haben wir kein Recht, uns stolz Nationen gegenüber zu stellen, die unsere vermeintliche Bildungsstufe noch nicht erreicht haben,

sondern nur die Pflicht, uns diese Bildungsstufe zu erhalten und anderen weniger gebildeten Nationen mitzutheilen.

Der Ausdruck: Bildung ist ein sehr relativer Begriff, weil er sich meistens nur auf eine kleinere Zahl von wahrhaft Gebildeten bezieht, die als solche den Ton angeben und daher in dieser Beziehung als Repräsentanten ihrer Nation gelten. Würden wir z. B. den allein richtigen Maßstab einer geistigen Bildung: das Vermögen, Gedanken durch Zeichen aufzunehmen und durch Zeichen wieder zu geben, kurz Lesen und Schreiben auf Frankreich, England, Belgien und Italien anwenden, so würden wir die Bewohner derselben nicht zu den Gebildeten rechnen dürfen, weil der Mehrzahl derselben dieses Vermögen abgeht. Und doch thun wir dies nicht, weil wir fühlen, daß gleiche geistige Bildung nicht das Gemeingut einer ganzen Nation sein kann, sondern nur einer kleinen Anzahl Begünstigter zugetheilt ist, denen die höhere Erkenntniß nicht von der Masse des Volkes zugetragen, nicht von ihm auf jene aufgehäuft wurde.

So wenig daher eine ganze Nation für die Verbrechen und andern Ausschreitungen eines ihrer Landsleute verantwortlich gemacht werden kann, ebenso wenig kann sie eine Entdeckung oder Erfindung, welche von einem ihrer Mitbürger gemacht wurde, für eine nationale ansehen und derselben ihren Namen ausdrücken, — nur freuen kann sie sich, hervorragende Menschen zu den Ihrigen zu zählen.

Noch ein anderer Grund, welcher die Benennung einer Erfindung nach einem Lande nicht rechtfertigen läßt, liegt in dem Umstande, daß häufig dieselben Entdeckungen und Erfindungen an verschiedenen Orten gleichzeitig gemacht werden, und es erst oft einem Bevorzugten durch Zufall oder Berechnung gelingt, aus den mehr oder weniger unvollkommenen Versuchen seiner Vorgänger diese Entdeckungen für die ganze Menschheit nutzbar zu machen. Verschiedene Nationen haben also dazu beigetragen, ein augenfälliges Resultat hervorzubringen und keine ist somit berechtigt, ihren Namen allein demselben beizulegen. Aus diesem Grunde ist es falsch zu sagen, Amerika sei eine spanische Entdeckung, denn einmal war Columbus kein Spanier und schon vor ihm waren Normannen nach dem sogenannten Weinlande verschlagen worden.

Ebenso wenig ist die Verwendung des Wasserdampfes zur Bewegung von Maschinen eine englische Erfindung, da Versuche zu diesem Zwecke früher schon in andern Ländern angestellt worden waren.

Nur eine Entschuldigung, aber auch nur Entschuldigung für die

Benennung einer Erfindung nach einem Lande liegt in der Unkenntniß über den Erfinder selbst. So sagen wir, der Seidenbau sei eine chinesische Erfindung, so wie der Anbau der Theestauden, — wir nennen das unterjährige Bier *ba irisches*, weil uns der Name des würdigen Klosterbruders abhanden gekommen, der dasselbe zuerst zufällig bereitete; — wir nennen die Operationsmethode: eine neue Nase aus der Stirnhaut herzustellen, die *indische*, weil die ostindische Criminaljustiz durch häufiges Nasenabschneiden einen oder mehreren ungenannten indischen Aerzten Gelegenheit gab, über den Ersatz der verloren gegangenen nachzudenken und Restaurationsversuche zu machen, was in einem andern Lande unter gleichen Verhältnissen sicher ebenfalls geschehen wäre; — wir nennen hingegen eine neue Nase aus der Armhaut genommen nach der italienischen Methode bearbeitet, weil sich dieselbe wahrscheinlich traditionell unter einigen zünftigen Familien Süditaliens entwickelte und erhielt, bis sie das Gemeingut der Wundärzte wurde. Es ist uns aber bis jetzt nicht gelungen, aus dem Charakter der Indier sowohl als der Italiener und ihrer damaligen Bildungsstufe zu beweisen, daß nur von einem Mitgliede dieser Völker diese und jene Methode erfunden werden mußte, und so hat die Benennung *indisch* und *italienisch* nur die Erlaubniß in historischer Beziehung angeführt zu werden, darf aber nie als Eintheilungsprincip in Vorträgen und Lehrbüchern über plastische Chirurgie gelten.

So wie indessen ein einmal begangener Fehler im Verlaufe neue gebiert, so ging es auch der plastischen Chirurgie; die italienische Methode wurde von v. Graefe durch theilweise Vereinfachung modificirt und aus diesem Grunde die *deutsche* genannt; folgerichtig hätte Dieffenbach seine noch viel weiter gehende Vereinfachung die *Märkische* oder *Berliner Methode*, Burow seine Plastik mit dreieckigen Hautausschnitten die *ostpreussische Methode* nennen können. Aufgeschreckt durch den Ausdruck: *deutsche Methode* beeilte sich Serre in Montpellier eine *französische Methode* der plastischen Chirurgie zur Geltung zu bringen und stempelte dazu ein schon von Celsus beschriebenes Verfahren, durch horizontale Einschnitte verlängerte Hautlappen einander zu nähern, ein Verfahren, welches nach strengen Begriffen der Plastik gar kein plastisch-chirurgisches Verfahren ist.

So geht eine fehlerhafte Benennung, sich allmählig vergrößernd durch die Gelehrtenwelt und artet zuletzt in Widersinn aus, denn ihr fehlte der wissenschaftliche Grund, ihre Mutter war Unwissenheit oder Eitelkeit und

ihre Geburt giebt zu Eifersüchteleien und zu Reclamen Veranlassung, welche eine ernste Wissenschaft erniedrigen.

Glaube ich hiernit kurz bewiesen zu haben, daß Benennungen von Erfindungen und Entdeckungen nach einem Lande, sowohl in Beziehung der Bildung einzelner Individuen als der internationalen Verhältnisse, wissenschaftlich nicht begründet sind, so schließe ich eine Frage über einen Gegenstand an, welche eine Folge des Borge sagten ist, nämlich:

Giebt es eine nationale Wissenschaft, d. h. dürfen wir dieselbe als deutsche, französische, englische u. d. m. benennen?

Solche Ausdrücke hören wir öfters, aber die Benennung hat, wie mir scheint, eben so wenig Recht der Existenz als die nationalen Erfindungen.

Die Wissenschaft ist der Inbegriff der Gesetze, nach welchen wir den Weg zur Wahrheit einzuschlagen haben; da diese Gesetze aber selbst noch nicht alle festgestellt sind, so ist es erklärlich, warum es auch verschiedene Wege giebt sich dem Endziele eines jeden Forschens, der Wahrheit zu nähern oder sie zu erreichen.

Diese Wege sind entweder speculative oder exacte.

Was die ersteren anbelangt, so kann nicht geläugnet werden, daß der Charakter eines Volkes sich in denselben theilweise abspiegelt, aber auch nur so lange als die internationalen Beziehungen zwischen den Repräsentanten gar nicht bestanden oder nur schwach angebahnt waren. Wir halten einen altgriechischen Philosophen für extravagant in seinem Ideengange, wir erkennen an einem französischen Philosophen als charakteristisch eine große Darstellung der erhabensten Gedanken, wodurch dieselben weniger erklärt als mundgerecht gemacht werden; den deutschen Philosophen erkennen wir an der Tiefe der Gedanken selbst, welche jedoch bald transcendental werden und dem Nichteingeweihten durch Schwerfälligkeit der Darstellung und eine Reihe neuer Wortbildungen unverständlich bleiben.

Solche allgemeine nationale Charakteristiken der Philosophen waren bis vor nicht langer Zeit begründet, haben sich aber neuerdings durch die häufigeren internationalen Beziehungen vermischt; die französische Philosophie hat namentlich durch Cousin viel deutschen Ernst angenommen und deutsche Denker haben schon so viel französische Grazie in ihrer Darstellungsweise gewonnen, daß sie als Salonphilosophen gelten könnten.

Man konnte also von griechischer, deutscher, französischer, ja englischer Philosophie sprechen.

Ganz anders steht es mit den exacten Wegen; in ihrer Verfolgung hört jede nationale Eigenthümlichkeit auf, denn es ist jede Gefühlsregung ausgeschlossen, nur was meßbar und wägbar ist, kann zur Geltung kommen. Diese Wege werden von den Gebildeten aller Nationen gleichmäßig betreten, manche von ihnen schreiten in einer Richtung rascher vor als andere, die dann unterstützt werden. Hier hört man nichts mehr von nationalen Erfindungen und Entdeckungen, eine jede neu aufgefundene Thatsache wird sogleich Gemeingut aller Gelehrten ohne Berücksichtigung ihrer Nationalität und kirchlichen Anschauung; Dampf und Telegraph verbinden schnell die Gedanken von einem Orte zum anderen und eine und dieselbe Thatsache wird zugleich an mehreren Orten aufgedeckt.

Unter solchen Verhältnissen erscheint es kaum gerechtfertigt, bezüglich der Naturwissenschaften im weitesten Sinne von der Nationalität derselben zu sprechen, ja ihnen sogar geographische Gränzen aufbürden zu wollen, oder man müßte sich in manche Widersprüche verwickeln. Wenn z. B. vor zwei Jahren ein Redner zu Karlsruhe Königsberg als die Gränze der deutschen Wissenschaft bezeichnete, so konnte demselben eingewendet werden, daß diese würdige Universitätsstadt in politischer Beziehung nicht zu Deutschland gezählt wird; und gelang es ihm diesen Einwand durch die Erklärung zu beseitigen, er habe hierbei keineswegs politische Gränzen im Sinne gehabt, sondern die Nationalität der Bewohner Königsbergs, so möge er nicht vergessen, daß es noch jenseits des Memelstromes Gegenden giebt, in welchen gebildete Bewohner aus deutschem Herzen und in deutscher Sprache für das Wohl ihres geliebten Kaisers beten,

wo die deutsche Zunge klingt

und Gott im Himmel Lieder singt; —

man möge sich erinnern, daß in dieser nördlichen Gegend eine Pflanzstätte der Wissenschaft besteht, deren Lehrer fast ohne Ausnahme deutscher Abstammung sind, an welcher in deutscher Sprache gelehrt wird, eine Hochschule, welche den meisten Universitäten des engeren politischen Deutschlands durch wissenschaftlichen Ernst und Eifer würdig zur Seite steht, — welche fast von allen Hochschulen Deutschlands Gelehrte zu sich berief und solche den Universitäten Königsberg, Breslau, Berlin, Halle, Rostof, Erlangen, Gießen, Würzburg und Jena zurückgab, — deren Lehrer und Schüler mit deutscher Emsigkeit die eisigen Gefilde von den Aleuteninseln an bis zur Mündung des Amur durchwanderten, bis China, Samarkand und Herat

vordrangen und mit deutscher Gründlichkeit Entdeckungen auf Entdeckungen häuften, deren Resultate der ganzen Gelehrtenwelt angehören.

Ich erinnere außerdem daran, daß die ersten Auflagen der Werke von dem Sterne Königsbergs — Kant — in Riga gedruckt wurden.

Ein englischer Tourist stellte einst hinsichtlich der Gränzen Deutschlands den Satz auf: Deutschland gränze an sich selbst. In ethnographischer Beziehung läßt sich gegen die Richtigkeit desselben nichts einwenden, in wissenschaftlicher Beziehung hingegen ist er zu eng gefaßt, denn hier muß es heißen: Wo Wissenschaft zu Hause, da sind auch Deutsche, und wo Deutsche sind, da gedeiht die Wissenschaft.

Blicken wir nach Frankreich und wir finden dort in Philologie, Anatomie, Physiologie, Augenheilkunde hervorragende deutsche Namen außer den Stammesgenossen im Elsaß und in Lothringen; — in England finden wir deutsche Koryphäen der Philologie und Chemie, der Künste und des Fabrikwesens. Amerika besitzt ausgezeichnete Deutsche in jedem Zweige des menschlichen Wissens in Fülle, und wo noch sonst die wahre europäische Civilisation Fuß zu fassen beginnt, werden Deutsche Pionniere derselben.

Aus diesen Erscheinungen dürfen wir jedoch keineswegs den Schluß ziehen, daß jede Wissenschaft vorzugsweise eine deutsche sei. Die eigenthümlichen Verhältnisse Deutschlands haben zur Folge, daß eine Fülle von Bildungsanstalten besteht, in welchen eine vergleichsweise mit anderen Ländern größere Anzahl tüchtiger Köpfe gebildet wird, mehr wenigstens als Deutschland selbst bedarf, und so kann es nur mit Stolz auf eine Auswanderung blicken, welche Bildung überallhin verbreitet und hilft, wo es fehlt.

Der Deutsche macht nicht die Wissenschaft, sondern wird von ihr zu dem gemacht, was er ist: zum eifrigen Träger derselben. Die Wissenschaft selbst ist aber unbegrenzt wie des Menschen Geist, sie ist an keine Scholle gebunden und darf daher auch nicht einmal durch den Namen eines Volkes beengt werden.

G. Adelmann.

Die Schule und das Leben.

Ein Fragment nach dem Russischen N. Pirogow's.

Wir haben uns längst daran gewöhnt, Schule und Leben einander entgegen zu stellen und es ruhig anzusehen, daß Erziehung und Leben unabhängig von einander ihre Wege gehen. Wir sind gewohnt anzunehmen, die Forderungen des Lebens seien mit denen der Schule nicht in Einklang zu bringen. In der That, je unentwickelter der Kulturzustand eines Staates ist, desto unvermittelter stehen sich in ihm die Begriffe Schule und Leben gegenüber.

Allerdings laufen die Bestrebungen aller denkenden Männer in der Neuzeit darauf hinaus, eine Harmonie zwischen beiden herzustellen. Bis jetzt ist es aber bei diesen Bestrebungen geblieben und über ein Resultat werden wir uns sehr bald einigen: daß wir von der Erkenntniß der nothwendig unzerreißbaren Verbindung zwischen Leben und Schule noch weit entfernt sind und die Behauptung, daß leben und lernen dasselbe sei, wird wahrscheinlich die Lippen unserer Leser zu keinem verächtlichen Lächeln zwingen. Ein großer Theil der Gebildetsten unter uns wird überhaupt nicht mehr zu sagen wissen, als daß das Schulleben für das wirkliche Leben vorbereiten solle.

Es kann auch nicht gut anders sein. Gewöhnlich beginnen die Menschen schon im Kindesalter damit, erzogen, belehrt und gebildet zu werden und die Begriffe über Erziehung, Unterricht und Schule fallen mit denen über das Kindesalter zusammen. Aber die Kinder leben das Leben noch

nicht, das wir par excellence das wirkliche Leben zu nennen gewohnt sind. Das Kindesleben ist unserer gewöhnlichen Ansicht nach noch eine Art von Vorrede und gehört unter die hors d'oeuvre unserer sonstigen Existenz. Mit dem Kindesleben braucht man, der gewöhnlichen Anschauung nach, noch nicht besondere Umstände zu machen, mit ihm kann man noch schalten und walten wie man will; man kann es in jede beliebige Form gießen und daraus ausscheiden, was uns — den Erwachsenen, den wirklich Lebenden — ungehörig dünkt. Nur als officiële Phrase lassen wir den Satz, daß die Erziehung des Menschen mit seiner Geburt beginne und mit seinem Tode aufhöre, daß Bildung Licht, Unbildung Finsterniß sei, stehen, — aber officiële Phrasen sind eben da, um gesprochen, nicht um geglaubt zu werden. Sollen wir den großen Haufen der Aeltern, Anverwandten und Vormünder, die erziehen oder erziehen lassen, in Kategorien bringen, so läßt sich das am geeignetsten thun, wenn wir folgende drei Arten derselben annehmen:

Die **Einen** erziehen und unterrichten ihre Kinder, weil es so hergebracht ist und bereitwillig und ohne weitere Reflexion gethan werden muß.

Die **Andern** erziehen ihre Kinder ebenso, aber mit dem Hintergedanken, die Kinder müßten das doch im späteren Leben Alles eigentlich noch einmal lernen.

Die **Dritten** endlich — und diese sind es, die mit der meisten Ueberlegung zu Werke gehen — schicken ihre Kinder in die Schule, um sie später auf dem Lebenswege in das Leben zu schicken, der ihnen der vertrauteste ist, oder der am nächsten zu dem a priori abgesteckten Ziele zu führen scheint.

Sind wir aber berechtigt, uns über ein solches Resultat zu wundern? Haben sich unsere Verhältnisse nicht vielmehr so gestaltet, daß wir es für ein Wunder halten müßten, wenn die große Menge ein richtigeres Verständniß für die Verbindung von Schule und Leben hätte? Haben nicht Schule und Leben ihrerseits das Mögliche gethan, um der großen Menge den Gedanken nahe zu legen, zwischen ihnen sei keine Vermittelung vorhanden, sie hätten nichts mit einander zu theilen? Die Schule, wie das Leben, beide tragen die Schuld ihrer gegenseitigen Entfremdung, denn beide haben einander nicht berücksichtigen wollen und sind ihre eigenen Wege gegangen.

So ist die Zeit bis heute verstrichen, so verstreicht sie heute noch. Spät oder früh aber werden die Folgen dieser irrthümlichen und verkehrten Anschauungsweise zu einer Ordnung der Dinge führen, die sich gleich-

zeitig als unerträglich und unhaltbar ausweisen muß, weil sie uns mit uns selbst in beständigen Widerspruch bringen und uns in einem Athem „Ja und Nein“ zu sagen zwingen wird. In einem solchen widerspruchsvollen Zustande befinden wir uns aber mit unsern Ansichten über Erziehung jetzt schon. Von der einen Seite beginnt die Schule schon jetzt einzusehen, daß sie in ihrer unvermittelten Stellung zum Leben, in ihrer inneren Lebenslosigkeit zur Abgeschmacktheit werden muß, von der andern Seite steht es unzweifelhaft fest, daß das sociale Leben keine Fortschritte machen kann, so lange die Schule in ihrem Stillstand beharrt — daß ein Rückwärtschreiten nach einer ewigen Naturnothwendigkeit aber unmöglich ist; es fühlen alle Denkenden, daß Leben und Schule ihrem Wesen nach ein einheitliches Ganze sind, daß das Leben des Schülers seine selbstständige Eigenthümlichkeit, seine organischen Gesetze ebenso gut hat, wie das Leben des Erwachsenen und Lehrenden. Haben die Kinder aber weder die Kräfte noch die Mittel dazu, die Gesetze unseres Lebens umzustürzen und umzuformen, so haben wir doch auch kein Recht dazu, die Gesetze der Kindeswelt willkürlich und ungestraft über den Haufen zu werfen.

Es steht den Aeltern, ja der ganzen bürgerlichen Gesellschaft ohne Zweifel das Recht zu, für die Zukunft des heranwachsenden Geschlechts Sorge zu tragen, dieses Recht beschränkt sich aber auf die Verpflichtung, das Segensreiche in der natürlichen Begabung der Kinder zu entwickeln. Weiter geht unser Recht nicht, weiter kann es nicht gehen ohne das Recht der Persönlichkeit zu verletzen, das im Erwachsenen, wie im Kinde gleich unantastbar ist.

Allerdings ist jene Begrenzung des Erziehungsrechts der Gesellschaft vor der Hand eine ideale; ohne logischen Widerspruch ist aber eine Abweichung von ihr in der Praxis nicht denkbar. Ist das Ideal ein richtiges, so ist auch das Streben nach dem Ideal gerechtfertigt und die bürgerliche Gesellschaft ist also auch verpflichtet, die Verwirklichung dieses Ideals nach Kräften anzustreben.

Wenn die geistige und materielle Beschränktheit und Unbehilflichkeit der Väter und Mütter einem solchen Fortschritt zum Besseren nicht nachzukommen vermag, sind der Staat und die Gesellschaft nicht da verpflichtet — vorausgesetzt, daß sie an Erkenntniß und Mitteln reicher sind — ihrestheils zur gedeihlichen Entwicklung des natürlichen guten Keims, der in die Kindesbrust gepflanzt ist, mitzuwirken? Und wird diese Verpflich-

tung der Gesellschaft oder des Staates nicht dann eine noch heiligere, wo der Staat das Recht zur Kindererziehung zu seinem Monopol macht?

Wir dürfen uns aber nicht verhehlen, daß das von der Gesellschaft beanspruchte Monopol auf die Kindererziehung, wie jedes Monopol mit einem Hintergedanken übernommen worden ist; die Gesellschaft benützt dieses Monopol zur Erreichung ihrer Zwecke, macht die Erziehung in den meisten Fällen nicht zu einer allgemein-menschlichen, sondern legt sie auf ein ganz concretes Resultat an. Wird diese Abweichung von dem idealen Zweck der Erziehung nothwendig von dem praktischen Leben mit sich gebracht, so verdient sie eher entschuldigt zu werden, als wenn diese das Resultat einer falschen Erziehung im älterlichen Hause ist. Je vollendeter und complicirter die Organisation der Gesellschaft ist, je höher und reiner darum ihre Zwecke sind, desto gerechtfertigter erscheint auch vor dem Richterstuhl der Geschichte ihr Anspruch darauf, die Kindererziehung ausschließlich in ihre Hand zu nehmen und sie auf concrete, a priori hingestellte Zwecke hinzuleiten. Eine weit mindere Entschuldigung kann von dem Vater beansprucht werden, der trotz seiner Verpflichtungen, die er gegen die Gesellschaft hat und der Vortheile, die sie ihm zuwendet, den Zweck der Erziehung seiner Kinder aus den Augen verliert und dieselbe nur für die Pläne seines egoistischen, einseitigen Utilitarismus ausbeutet. Gerechtfertigt erscheint aber die Gesellschaft, die das Erziehungsmonopol beansprucht und für ihre Zwecke ausbeutet, ebenso wenig wie der Vater, der seine Kinder zur Realisirung egoistischer Pläne erzieht; denn durch das Gebahren beider wird die Vermittelung und Ausöhnung von Schule und Leben nicht gefördert, sondern gewaltsam gestört. Jede einseitige künstliche Erziehung zu vorgesteckten irdischen Zwecken führt früher oder später zu einem Conflict mit dem Leben; denn das Leben in seiner ewigen Bewegung fordert immer wieder eine vielseitige, lebensvolle Entwicklung aller menschlichen Anlagen und nur wenn die Bedingung einer solchen eingehalten wird, kann das durch die Erziehung selbst Gebotene lebendig in Fleisch und Blut übergehen.

Fragen wir nach der ursprünglichen Entstehung der Schule, so finden wir, daß sie aus dem Leben selbst herkommt. Was anders als der dem Menschen, angeborene Drang nach Weiterentwicklung hat den Anknüpfungspunkt für die Entstehung der Schule hergegeben? Aber nehmen wir auch an, die Schule stamme aus dem Leben her, so gerathen wir mit diesem Resultat doch sofort in einen neuen Conflict; wie konnte die Schule sich

dem Leben entfremden, aus dem sie herstammte, dessen Bedingungen auch die ihrigen waren? Es scheint, daß diese Entfremdung des ursprünglich Zusammengehörigen sich aus denselben Gründen erklären läßt, die das unvermittelte Verhältniß, in das die Kirche in älterer wie neuerer Zeit so oft zum Leben gerathen ist, herbeigeführt haben. Zwei Möglichkeiten nur giebt es, das scheinbar Unerklärliche zu erklären: entweder sind die in der Schule geläufigen Begriffe vom Leben irrige und rechtfertigen sich vor diesem selbst nicht, oder die Anforderungen, die die Welt und das Leben an die Schule stellen, sind falsche, unerfüllbare.

Mag dem sein, wie ihm wolle, es ist einmal nicht zu leugnen, daß die Meisten in der Schule nicht zu leben, sondern nur zu sterben lernen und daß die Welt, das wirkliche Leben, so weit gekommen ist, den Nutzen und die Nothwendigkeit aller Schulbildung in Frage zu ziehen; und wie eine aus dem Leben hervorgegangene Krankheit oft das Leben zerstört, so drohen auch die krankhaften Elemente der Schule zersetzend auf das Leben einzuwirken.

Jetzt endlich — Dank dem Himmel — begann die Menschheit zur Erkenntniß darüber zu kommen, daß Kirche, Schule und Staat untrennbare Momente des Völklerlebens seien. Aber bis die Menschheit dahin gelangt, allendlich Schule und Leben mit einander zu verschmelzen, wird die Schule noch mancherlei Kämpfe und Umwandlungen zu bestehen haben, denn eine exacte Formel ist für sie noch nicht aufgefunden worden und die moderne Gesellschaft hat sich wie ein Fisch auf dem Eise bis jetzt nur vergeblich bemüht, diese Formel zu entdecken, weil sie ein Modell zu finden bestrebt war, nach dem sich die Heranbildung von Menschen zu verschiedenen socialen Zwecken bewerkstelligen ließe. Die Gesellschaft gab gewissermaßen die Kundschaft ab, für die die Schule ihr Fabrikat je nach Anfrage und Bedarf lieferte. So lange eine solche „Anfrage“ da war und es nur darauf ankam dieser zu entsprechen, konnten beide Theile zufrieden sein, denn das sogenannte „schreiende Bedürfniß der Gegenwart“ findet immer leichter eine Beachtung, als die Mahnung der anscheinend noch fernabliegenden Zukunft. Man fragte wenig darnach, daß in 25 bis 30 Jahren ein neues Geschlecht das bisherige zu ersetzen und seine Stelle einzunehmen beginnen würde — das Resultat mußte darum auch ein Unbehagen darüber sein, daß man die Zukunft mit der Elle der Gegenwart gemessen und sich nicht dazu erhoben hatte, auch ihren Anforderungen in der Erziehung Rechnung zu tragen. So war die Schule, die selbst mit der Entfremdung vom wirklichen Leben

begonnen hatte, zu der Erkenntniß dessen gelangt, was ihr Noth that — der Verschmelzung mit dem Leben. Aber wie sollte diese vor sich gehen?

Staat und Gesellschaft haben, indem sie das Recht auf die Kindererziehung zum Monopol machten, die Ausöhnung von Schule und Leben dadurch zu vollziehen gesucht, daß sie durch die Schule ausschließlich ihre Anschauungen und Ideen unter dem heranwachsenden Geschlecht verbreiten und durch sie diejenigen Specialisten heranbilden ließen, deren sie nach ihrem augenblicklichen Standpunkt zur Erreichung bestimmter Zwecke bedurften. Die Väter und Mütter schlossen sich dieser Richtung der Gesellschaft an und schickten ihre Kinder mit der Absicht in die Schule, sie für einen künftigen Broderwerb, womöglich auf fremde Kosten, heranzubilden und ihnen die Anschauungen und Borurtheile ihres künftigen Berufs bei Zeiten einprägen zu lassen.

Ist aber durch diese Art, Schule und Leben in Harmonie zu bringen, direct etwas gewonnen worden? Im Gegentheil, die Erreichung allgemeinemenschlicher Zwecke wurde nicht einmal angestrebt; die Schule war noch einseitiger und beschränkter geworden, als bei ihrem früheren Bestreben, dessen ausschließlich idealer und humaner Charakter sie zu einem Zwiespalt mit dem Leben geführt hatte.

Sollte aber nicht dennoch jede Versöhnung mit dem Leben, welcher Art sie auch sei, mehr werth sein als der Zwiespalt mit ihm? Ich glaube, ja! und darum scheint mir das neue Stadium, in das jetzt die Schule getreten ist, ein Fortschritt gegen ihren früheren Zustand zu sein. Die wahre Versöhnung zwischen Schule und Leben ist bis jetzt aber doch nur zur Hälfte vollzogen und sie wird unvollkommen bleiben, so lange die Schule ohne alle Selbstständigkeit ist und in einer knechtischen Abhängigkeit vom Leben steht, während sie als die Pflanzstätte des Geschlechts der Zukunft wohl ein Recht hätte, die Hegemonie in den wechselseitigen Beziehungen zwischen Leben und Schule zu beanspruchen, denn der Zukunft fällt die Welt der Gegenwart einmal zu.

Wir aber, die wir die hergebrachte Anschauung von dem Gegensatz zwischen Schule und Leben, Theorie und Praxis über Bord geworfen und die Nothwendigkeit einer Einigung dieser bisher getrennten Elemente erkannt haben, wir dürfen nicht auf halbem Wege stehen bleiben. Der Staat und die Gesellschaft ebenso wie der einzelne Vater müssen alles daran setzen, den Rechten und Ansprüchen der Schule, die aus dem Leben selbst hervorgegangen ist, ihre gebührende Anerkennung zu verschaffen und sie das

werden zu lassen, was sie sein soll — eine Pflanzstätte der Zukunft. Dieser Zweck wird aber nur dann erreicht, wenn eine richtige Organisation der Schule die Mittel giebt, alle der menschlichen Natur geschenkten Anlagen und Fähigkeiten ohne Hintergedanken und verfrühte Berufszwecke frei und continuirlich zu entwickeln. Wenn Unterricht, Schule und Erziehung der Gesellschaft zu ebenso instinctiven Bedürfnissen geworden sind, wie Speise und Trank dem Körper, dann wird den Ansprüchen des einzelnen Berufs ohne besondere Mühe Rechnung getragen. Wir müssen dahin gelangen, unserer Sprache und Ausdrucksweise selbst richtigere Begriffe unterzulegen und wenn wir von Erziehung sprechen, die Begriffe „Unterricht, Welt und Bildung“ an die Stelle dessen treten lassen, was wir bisher unter Erziehung verstanden, — die Ernährung, von der nur dem Körper, nicht aber der Seele gegenüber die Rede sein darf.

Nur wenn der Beruf oder die Bestimmung zu einem Beruf sich naturwüchsig aus sich selbst ergibt, ohne von unreifen Geistern künstlich gemodelt und erzielt worden zu sein, können wir ruhig der Zukunft ins Auge sehen und auf einen wirklichen Fortschritt des socialen Lebens rechnen.

Der menschliche Geist, wenn er wahrhaft vielseitig und allgemein entwickelt ist, wird ohne besondere Zu- und Vorbereitungen das seiner Neigung Entsprechende aufzufinden und zu benutzen wissen, denn er bedarf keines ihm angepassten Rahmens und keiner Schablone; seiner ewigen Bestimmung bewußt, wird er sich selbst seine Formen zu schaffen wissen.

Muß die Erziehung zu einem bestimmten Beruf auch bei der jetzigen Verfassung der bürgerlichen Gesellschaft als unentbehrlich beibehalten werden, für mehr als ein nothwendiges Uebel kann sie nicht gelten; daß die Kinder zu einem von vorn herein bestimmten Beruf erzogen werden müssen ist nur ein Beleg dafür, wie lahm noch unsere Kräfte sind, wie lau unsere Liebe für die Wahrheit, wie schwach noch unsere Begeisterung für das Wohl der Menschen.

Die Gründe, die es in unserer Zeit unmöglich machen, allen Schichten der Gesellschaft eine umfassendere und tiefergehende Bildung angeeignet zu lassen, sind zum größten Theil wenigstens derartig beschaffen, daß sie beseitigt oder mindestens abgeschwächt werden könnten, wenn es uns um die Erreichung des als nothwendig erkannten Zieles Ernst wäre. Begeben wir uns darum an eine unparteiische Prüfung der Ursachen, die eine allgemeinere und tiefere Volksbildung noch nicht haben aufkommen lassen.

Der Hauptgrund ist die angeborene Beschränktheit, Trägheit und Einseitigkeit der Schüler. Nächstdem ist der bedrängten materiellen Lage vieler der Schüler und ihrer Eltern Rechnung zu tragen, die sie dazu nöthigt, möglichst früh einem Erwerbe nachzugehen. Zu diesen Gründen kommt drittens das Bedenken hinzu, das man davor hegt, die niederen Classen ihrer angeborenen Sphäre von Beschäftigungen, Gewohnheiten und Anschauungen zu entrücken. Eine Berücksichtigung wird es viertens auch verlangen, daß die Bedürfnisse der Gesellschaft zu ihrer Befriedigung der begrenzten und bloß mechanischen Thätigkeit einer großen Mehrheit von Menschen in Anspruch nimmt; zu diesem Umstande kommt fünftens noch, daß die Beschaffenheit vieler Specialfächer eine ausschließliche Beschäftigung mit ihnen von Jugend auf fordert. Sechstens müssen endlich alle Standes- und Bildungs-Vorurtheile und Rücksichten der Eltern und der Gesellschaft selbst in Betracht gezogen werden.

Fassen wir alle diese Gründe zusammen, so rechtfertigt sich die verfrühte Beschäftigung mit Specialfächern doch nur aus der menschlichen Schwachheit und Einseitigkeit, zu der dann noch die eigenthümliche Beschaffenheit einiger Berufsarten kommt; außer Augen darf dabei nicht gelassen werden daß der allgemeine Fortschritt sowohl, wie die Weiterentwicklung der Wissenschaften im Einzelnen, hierin noch mancherlei Veränderungen und Verbesserungen herbeiführen werden. Wie viele beschränkte und geistlose Individuen würden wir noch jetzt unter unsern Schülern haben, wenn wir die alte Methode, das A B C zu lehren, beibehalten hätten? Wie mancher Schüler wird auf der Schule von seinen Lehrern für beschränkt und unbedeutend gehalten, und weist sich im Leben als tüchtiger wie seine Lehrer aus. Noch weniger läßt sich annehmen, diejenigen Specialfächer, deren Erlernung ihrer jetzigen Beschaffenheit nach die verfrühte Thätigkeit des Kindes in Anspruch nimmt, würden mit der Weiterentwicklung des gesammten Culturzustandes nicht auch vereinfachter und darum zugänglicher und weniger zeitraubend werden. Wenn in dieser Frage auch nur von Sachkennern ein entscheidendes Urtheil gefällt werden kann, so möchte man doch z. B. glauben, das Seewesen könne seit der Erfindung der Dampfschiffe in weit kürzerer Zeit erlernt werden, als früher. Von den übrigen Gründen, die bisher der Bildung aller Volksclassen entgegenstanden, läßt sich noch weniger annehmen, daß sie das gegenwärtige Geschlecht überdauern werden.

Was ist nicht Alles gefördert worden, wo eine wahre Liebe und ein

wirklicher Eifer für die Verbreitung einer allgemeinen und humanen Bildung thätig gewesen sind! Wer hindert uns daran, in größerem Maßstabe Sonntagschulen und öffentliche Course für die freien Stunden der arbeitenden Classen zu eröffnen und so die Saat allgemeinemenschlicher Bildung in viele Herzen zu streuen? Sollte sich mit Beihülfe von einzelnen Fachmännern nicht eine ausreichende Bildung auf diesem Wege verbreiten lassen? Die Zeitopfer, die auf diese Weise den niederen Classen unsererseits gebracht würden, ließen sich leicht von der Zeit unserer Muße erübrigen.

Die Befürchtung, daß durch die Verbreitung einer allgemeineren Bildung eine große Classe von Menschen der Sphäre ihrer bisherigen Anschauungen, Gewohnheiten und Beschäftigungen entrückt würde, entbehrt allerdings nicht einer gewissen Berechtigung, aber diese ist doch nur eine sehr relative.

Nur eine durch die verschiedenen Bevölkerungsschichten zu ungleichartig vertheilte Bildung kann der Gesellschaft wirklich schädlich sein und nur sie hat zu dem Wahr geführt, die Bildung sei ein Monopol gewisser Casten; die durch ein so innormales Verhältniß erzeugten Anschauungen lassen dann den massenhaften Uebergang aus einer Classe in die andere wie eine Galamität erscheinen, was er seinem Wesen nach nicht ist. Bedarf es überhaupt eines Beweises dafür, daß die Verbreitung allgemeinemenschlicher Bildung durch alle Gesellschaftsclassen vorzugsweise dazu geeignet ist, dem ganzen innormalen Zustande unserer Gesellschaft ein Ende zu machen und die Schranken einzustürzen, die zwischen den verschiedenen Ständen bestehen.

Das aus einem lebendigen Bedürfniß entstandene, aber über sein natürliches Maß hinausgegangene Begehren nach einseitigen, aber tüchtigen Specialisten ist auch ein schädliches Moment für die Verbreitung allgemeinemenschlicher Bildung gewesen. Wenn nur guter Wille und gesunder Sinn da sind, so läßt sich auch das eine mit dem andern verbinden, fehlen aber diese, so werden wir auch mit den tüchtigsten Specialisten nicht weit kommen und der Specialismus selbst wird ein unverdautes Moment im socialen Leben sein und niemals in dessen Fleisch und Blut übergehen.

Sollen wir endlich auf alle die unzähligen Vorurtheile zu reden kommen, die uns in der Gesellschaft, wie in der Familie begegnen, die bald an einzelnen Personen, bald an ganzen Ständen haften und das künstliche System der Special-Erziehungen vorzugsweise aufrecht erhalten? Diejenigen, die an diesen Vorurtheilen laboriren, sind unheilbar, der Versuch, sie anderer Ansicht zu machen, wäre darum ein vergeblicher.

Der in der vorliegenden Betrachtung verfolgte Zweck wäre aber völlig verkannt, wenn man dem Verfasser den Gedanken unterschöbe, er halte alle Special-Bildung für überflüssig. Die hier ausgezeichneten Gedanken sind nur Variationen über das eine Thema „Schule und Leben“, ein gemeinsames Gepräge hat ihnen die feste Ueberzeugung aufgedrückt, daß sich die hier ausgesprochenen Grundsätze nothwendig einmal Anerkennung verschaffen müssen, mag es kosten, was es wolle. Daß diese Ueberzeugung eine idealistische und darum nicht völlig durchführbare ist, kommt nicht in Betracht. Die Aufgabe bestand nur darin, den Weg und die Richtung im Allgemeinen zu bezeichnen, den wir zur Erreichung des hohen, aber fernem Zieles einzuschlagen hätten.

Die Schule kann sich mit dem Leben nur fest und unauslösllich verbinden, wenn sie sich zu gleicher Zeit angelegen sein läßt, die specialistische, wie die allgemeine Bildung zu fördern. In der Jetztzeit beginnen aber die Hauptrepräsentanten wahrhaft humaner Bildung — die Universitäten — sich zu spalten und dadurch zu Special- oder Facultäts-Schulen hinab zu sinken. Die Napoleonischen Reformen haben in Frankreich begonnen, das Band zwischen den verschiedenen Facultäten zu lösen.

Der beständige Zuwachs des allgemeinen wissenschaftlichen Materials bringt es täglich mehr und mehr dahin, daß sich jede wissenschaftliche Branche zu einer selbstständigen Doctrin erhebt. „Kurz ist das Leben, doch lang die Kunst“ ist die Klage die sich auf allen wissenschaftlichen Gebieten wiederholt und darum überall die Specialbildung auf Kosten der allgemeinen humanen fördert. Dieser Umstand trägt zwar im Allgemeinen dazu bei, das organische Band zwischen den Wissenschaften über alle internationalen Unterscheidungen hinaus zu fördern, er macht es aber dem Einzelnen unmöglich, zwei oder mehrere Wissenschaften gleichzeitig mit Ernst zu betreiben. Die Bestrebungen der umfassendsten Geister früherer Jahrhunderte sind aus eben diesem Grunde für unsere Zeit unbrauchbar geworden.

Dieser Grund also ist es hauptsächlich gewesen, der auch die wissenschaftlichsten Geister gegen ihren eigenen Willen dazu gezwungen hat, sich mit ihren wissenschaftlichen Bestrebungen auf ein engeres Gebiet zu beschränken; aber noch andere Gründe haben sich mit diesem zur Beförderung des Specialstudiums vereinigt; für den größeren Theil der geistigen Naturen sind mannigfaltige Kenntnisse nicht nur nicht nützlich, sondern selbst gefährlich, weil sie leicht Oberflächlichkeit mit sich bringen. Viele Dinge muß man gründlich oder gar nicht verstehen und je enger das Feld

einer wissenschaftlichen Thätigkeit ist, desto leichter läßt sich der Gefahr eines oberflächlichen Studiums entgehen. Wie überall, muß denn auch in dieser Frage noch der menschlichen Trägheit und Beschränktheit Rechnung getragen werden.

Alle diese Bedenken müssen auf eine halbreife Gesellschaft, die noch nicht zu logisch-consequentem Denken fähig ist, die es noch nicht versteht, neben den nahe liegenden Folgen auch die fernere liegenden und oft wichtigeren in Betracht zu ziehen, von der stärksten Wirkung sein; bei einer solchen mangelhaften Bildungs- und Entwicklungsstufe der großen Menge sind die ersten Eindrücke die bleibendsten und darum mußten die augensälligen und unleugbaren Vortheile der specialistischen Berufserziehung die öffentliche Meinung für eine Zeitlang über die Nachtheile, die dieses System im Gefolge hat, täuschen.

Die Anschauungen, an die die Menschen sich ohne zu denken gewöhnt haben, legen sie am schwersten ab, und es giebt eben darum kaum ein schwierigeres und undenkbareres Unternehmen als dies, die Beurtheile der öffentlichen Meinung zu bekämpfen. Wer aber den Beruf dazu einmal fühlt, wem sich diese Pflicht unabweislich aufgedrängt hat, der muß seinem inneren Drange folgen und sich über diese nur allzubegründeten Bedenken erheben.

In Wahrheit dreht sich alle Opposition gegen die Verbreitung einer allgemeinmenschlichen Bildung um die Beantwortung einer für viele Menschen noch ungelösten Frage: Warum soll man etwas lernen, wenn sich daraus kein directer Nutzen ziehen läßt? Diese Frage dürfte aber von denjenigen gar nicht aufgeworfen werden, die die belebende Kraft jeden Zweiges der menschlichen Wissenschaft im Allgemeinen nicht anerkennen oder verstehen; denjenigen, die dieselbe nicht an sich selbst erfahren haben, kann auch gar nicht begreiflich gemacht werden, um was es sich im vorliegenden Falle handelt. Zieht man überhaupt die Nothwendigkeit in Frage, die läuternde Macht geistiger Thätigkeit auf sich wirken zu lassen, so hat man das ganze 19. Jahrhundert auch nicht entfernt verstanden. Von — Wissen hat in seinem „Redorosl“ diesen Zustand ewiger Unmündigkeit trefflich zu schildern gewußt, und dieses Lustspiel verdient in Ehren zu bleiben, wenn es auch vorwiegend auf Verhältnisse des vorigen Jahrhunderts Beziehung hat.

Wie sie die vorliegende Frage der großen Menge klar machen — und das könnte nur durch die eigene Erfahrung des Individuums geschehen — so bliebe nur noch zweierlei zu beweisen: erstlich, daß auch

für unsere Zeit die allgemeine humane Bildung, trotz des mächtig angewachsenen wissenschaftlichen Materials, insoweit nothwendig geblieben ist, als man ihrer zu einer allseitigen und gleichförmigen Entwicklung der Eigenschaften des menschlichen Geistes bedarf und zweitens, daß bei einer richtigen und zeitgemäßen Fortführung und Entfaltung dieses Systems allgemein=humaner Erziehung und Bildung, die Gefahr der Oberflächlichkeit und Vielwisserei — des bloßen Encyclopädismus — umgangen werden kann. Das kann geschehen und geschieht, wenn man mit der Erziehung und Bildung überhaupt zeitig beginnt und zeitig zum Special=Studium einzulenken weiß und solche Hülfsmittel bei dem Unterricht in Bewegung zu setzen versteht, die für jede wissenschaftliche Branche die entsprechende geistige Fähigkeit des Lernenden weckt; hat doch die geistige Welt ebenso ihr Gesetz der Schwere und der Anziehung, wie die materielle. Es muß endlich durch eine geschickte Anordnung und Auswahl des Lehrstoffs die doppelte Gefahr umgangen werden, die Kräfte des Lernenden durch zu große Mannigfaltigkeit der Lehrgegenstände zu zersplittern und durch Einseitigkeit und Einförmigkeit zu ermüden.

Hat man diese drei Bedingungen inne gehalten, so braucht man nicht mehr zu fürchten, daß die allgemein=humane Bildung zu geistiger Oberflächlichkeit führt. Einem regelmäßig entwickelten Geiste wird die Vertiefung zum Bedürfnis und zwingt ihn, wo erforderlich, zu concentrirter Thätigkeit.

Es ist eine grobe Täuschung anzunehmen, daß die einseitige und ausschließliche Beschäftigung mit einem und demselben Gegenstande zu tieferem Verständniß und zur wahren Gründlichkeit führe. Wo sich ein Geist, ohne allseitige und umfassende Entwicklung seiner seelischen und geistigen Eigenschaften wahrhaft concentrirt, kann das nicht für eine Folge angemessener Erziehung, sondern nur für eine directe Gottesgabe angesehen werden. Mangelt Jemandem die gehörige Vorbildung und Vorbereitung, so mag er das ernsteste Streben haben und die umfassendsten Kenntnisse einsammeln, immer wird er in der richtigen Beurtheilung des wissenschaftlichen Objectes zurückbleiben, weil ihm die Fähigkeit abgeht, denselben mit den übrigen, in andere Sphären gehörigen Gegenstände in die entsprechende Verbindung zu bringen. Die Fähigkeit, das Einzelne mit dem Ganzen in den gehörigen Einklang zu bringen und so dem einzelnen Gegenstande seine richtige Stellung anzuweisen, läßt sich eben nur durch die gehörige Bekanntschaft mit allen Zweigen der Wissenschaft und ihrer Bestimmung für die Entwicklung des menschlichen Geistes erwerben.

Eine Hauptschwierigkeit wird dabei immer die richtige Zeiteintheilung bleiben. Es bedarf eines großen Geschicks dazu, ausfindig zu machen, wann man bei einem Gegenstande länger stehen bleiben muß und wann man auf einen andern übergehen darf. Diese Schwierigkeiten und Gefahren sind aber auch dem Special-Studium keineswegs erspart und überall wird es darauf ankommen, ob die geeignete Persönlichkeit mit dem Lehramt betraut ist.

Wer von der hohen Bedeutung, die die Schule für das Leben hat, irgend durchdrungen ist und ein Verständniß für geistige und ideale Bestrebungen hat, dem ist die Frage über die Wahl des Erziehungs-Systems schon beantwortet. Nur drückende Armuth kann den Vater entschuldigen, der sein Kind von vorn herein für einen Special-Beruf bestimmt und auch nur, wenn dieser besondere Beruf, ohne die besseren geistigen Anlagen zu unterdrücken, eine unabhängige Stellung im Leben früher ermöglicht, als diese sonst errungen zu werden pflegt.

Aber auch diejenigen Väter, welche ihre Kinder in allen den Standes- und Corporations-Vorurtheilen zu erziehen wünschen, in denen sie selbst stecken, entgehen darum der Verpflichtung, mit einer allgemein-humanen Erziehung zu beginnen, noch nicht, denn wenn ein Kind in den Windeln schon mit all' den Attributen seines künftigen Berufs umgeben wurde und den Anschauungen desselben überall begegnet, so wäre die Befürchtung des Vaters, seine Pläne könnten durch eine allgemein-humane Erziehung gefährdet werden, gerade zu lächerlich; denn diese vermag allerdings schlummernde Anlagen des Kindes zu wecken, aber ihr Einfluß kann unmöglich so weit gehen, daß sie eingepflanzte und beständig genährte Neigungen entwurzelt! Man braucht nichts zu übereilen, das Kind wird und muß zu dem Beruf zurückkehren, für den man es, zuweilen von seiner Geburt an, vorbereitet hat und man thäte ihm ein Unrecht an, ließe man es die Segnungen der allgemeinen und humanen Bildungsgrundlage entbehren. Die Nothwendigkeit einer solchen wird eigentlich auch von Niemanden völlig geleugnet; wer wollte noch darüber streiten, daß jeder Gebildete, sei er Specialist oder Nicht-Specialist, Schreiben, Lesen und Rechnen können müsse. Es wird also eigentlich nicht das Princip in Frage gestellt, sondern nur darüber gestritten, welchen Grad der allgemein-humanen Bildung von Jedermann zu erreichen sei. Die Einen halten eine höhere Stufe für nothwendig und wollen der rein humanen Bildung für den Anfang eine ausschließliche Herrschaft sichern und erst den völlig entwickelten Menschen

zur Wahl seines speciellen Lebensberufes schreiten lassen, die Andern begnügen sich mit einer niederen allgemeinen Bildungsstufe und wollen auch dieser schon ein realistisch und specialistisches Element beigemischt wissen. Während die Ersteren also die Erziehung, die sie ihren Kindern ertheilen, nach den geltenden socialen Ansprüchen modeln, wollen die Letzteren durch das ideale Moment, das der allgemein-humanen Richtung zu Grunde liegt, auf die gesellschaftliche Ordnung und Entwicklung einwirken und den Ansprüchen des Fortschritts und der Zukunft Rechnung tragen.

In völligem Gegensatz mit dieser Anschauung befinden sich endlich diejenigen, die für jede Classe der bürgerlichen Gesellschaft eine entsprechende Modification der allgemein-humanen Bildung und Erziehung verlangen; aber auch von diesem Standpunkte aus muß zugegeben werden, daß der Bildungsgrad eines bürgerlichen und staatlichen Organismus immer am höchsten sein wird, wo bei der Erziehung der Jugend Stände und Privilegien am wenigsten in Betracht gezogen worden waren.

Die richtige Norm wird in der Mitte liegen und die Extreme aller dieser Richtungen in gleicher Weise scheuen. Der eine Weg wird für die große Menge derer eingeschlagen werden müssen, die jener Bevölkerungsschichte angehören, die durch ihre dürftige Lage gezwungen ist, die Vortheile einer allgemeinen Bildung nur vorübergehend zu benutzen und möglichst direct auf das loszugehen, was materiellen Nutzen gewährt.

Der andere Weg aber bleibt eine feste Norm für alle diejenigen, denen es um die Erlangung des möglichst höchsten Bildungsgrades zu thun ist, einerlei, ob sie bei einer rein humanen Bildung stehen bleiben wollen oder allmählig auf einen speciellen wissenschaftlichen Zweig übergehen.

In allen eigentlichen Volksschulen, mögen sie in der Stadt oder auf dem Lande befindlich sein, muß mit der allgemein humanen Bildungsgrundlage darum möglichst zeitig begonnen werden, damit direct und nicht zu spät zur Real- und Special-Bildung übergegangen werden könne. Was die höheren Stände und den sogenannten Mittelstand anbetrifft, so darf der Grad der humanen Vorbildung dieser bis zum Uebergange zum Special-Studium in nichts von einander verschieden sein. Naturgemäß sollte auf die Bildungsstufe dieser Classen weder ein Standes- noch Kasten-Unterschied einwirken, sondern die materielle Lage, die es dem Einen länger möglich macht als dem Andern, ohne Rücksicht auf die damit verbundenen Kosten, der Wissenschaft abzuliegen.

Wenn sich somit ein verschiedenes Bildungs-System für die zwei Haupt-

schichten der Bevölkerung ergeben hat, so bliebe noch übrig zu untersuchen, welche wissenschaftlichen Zweige in das eine oder das andere aufzunehmen wären. Diese Frage kann aber niemals endgiltig entschieden werden, weil sich die einzelnen wissenschaftlichen Branchen nicht wie mathematische Größen abwägen und abschätzen lassen, sie bleibt ein Problem der Wissenschaft und der Pädagogik, für die Eltern hat sie auch ebenso wenig ein Interesse, wie die Entscheidung darüber, welche Methode bei der Behandlung eines kranken Kindes in Anwendung zu bringen sei, wenn das Kind nur gesund wird!

Warum wollt ihr darüber streiten, ob es für euer Kind nützlicher ist, Griechisch und Latein oder Englisch und Französisch zu lernen? Unter den Händen des rechten Pädagogen wird die Erlernung der einen oder der andern Sprache immer von Nutzen für die Entwicklung der geistigen Anlagen des Kindes sein. Den Vätern liegt eine andere und größere Sorge ob — die Auswahl der geeigneten Persönlichkeit für die Leitung der Kindererziehung. Mag das Kind die alten oder die neuen Sprachen lernen, vorzugsweise mit mathematischen oder historischen Unterrichtsgegenständen in Berührung gebracht werden, — wenn es nur zum Menschen wird. Die Schatten- und Lichtseiten jeder einzelnen der Lehrmethoden und Unterrichtsgegenstände sind in unserer Zeit zu häufig beleuchtet und erörtert worden, als daß sich ein endgiltiges Urtheil darüber fällen ließe, welche die beste ist.

Solange Schule und Leben noch in ausgesprochenem und vollem Gegensatz zu einander standen, erschien die Schule wie ein Grab, man hielt die Erlernung der Buchstaben und der eignen Muttersprache für Ballast und meinte ihrer für das wirkliche Leben entbehren zu können. Man lebte und damit war es gut. Heutzutage handelt es sich bei diesem Streit nur noch um die alten Sprachen und anderen Gegenstände der humanistischen Bildung und darum ist der Kampf zwischen Schule und Leben auch jetzt noch nicht beigelegt. Wie es sich beim Beginne dieses Kampfes auch für die höheren Stände darum handelte, klare Einsicht über den Nutzen der Verbindung von Bildung und Leben zu erhalten, so ist Vielen auch jetzt noch die organische Verbindung des Lebens mit den höheren Stufen des Humanismus unverständlich und sie wollen, nachdem sie sich mit der Wissenschaft im Allgemeinen versöhnt haben, vor den Theilen derselben, die ihnen Kopfbrechen machen, die Flucht ergreifen und sich dem Realismus in die Arme werfen.

Schule und Leben sind durchaus noch nicht versöhnt.

Zur Geschichte und zum Verständniß der estnischen Volkspoesie.

Es sind noch nicht drei Jahrzehnte verflossen, seitdem Lönnrot's glänzende Eroberungen für den finnischen Liederschatz anfangen die Aufmerksamkeit aller Sprachforscher und Freunde des innern Volkslebens auf sich zu ziehen. Seine Erfolge blieben nicht ohne Einfluß auf den Geist verwandter Forschungen. Der Versuch lag so nah, auch bei dem estnischen Volksstamm nach ähnlichen Schätzen methodisch zu forschen. Es war im Jahr 1839, als ich bei einer flüchtigen Anwesenheit in Helsingfors das erste Exemplar der Kalewala für Dorpat erwarb und ich erinnere mich lebhaft des Eindrucks, den der staunenswerthe Fund eines uralten und doch von Geschlecht zu Geschlecht treu und frisch überlieferten Gedichts von zwei starken Bänden*) auch auf die damals eben entstandene gelehrte estnische Gesellschaft machte.

Vertraut mit den Lauten der Esten-Sprache sind wir Nordbaltiker schon von früher Jugend durch unsere aboriginen Wärterinnen, aber wer suchte vor 40 bis 50 Jahren hinter dem verachteten „Undeutsch“ irgend etwas der ernstesten Aufmerksamkeit gebildeter Menschen würdiges? Wer wußte damals, daß diese Sprache ein Glied der großen ural-altaischen Idiomie bildet, daß ein Studium ihres Wesens zum Verständniß der Ungarischen, Mongolischen, Türkischen, ja der Mandschu-Sprache beitragen

*) Die erste Ausgabe zählte 12,000 Verse, die neue 17,000.

könnte? Wer glaubte an eine Poesie im Estenland? — Ich kann nicht umhin, ein Wort des alten, übrigens höchst achtungswerthen Sprachforschers Gupel hier anzuführen, indem es am besten einen Begriff giebt von der hausbackenen Ansicht der Gelehrten des 18. Jahrhunderts über Volkspoesie, bevor Herder durch seine „Stimmen der Völker“ ein ganz neues Register in der großen Orgel der Dichtkunst aufzog.

Gupel giebt in seiner Sprachlehre eine Probe von einem estnischen Gedicht mit der Entschuldigung: es möge folgen, da es nicht viel Raum einnehme!

Klage eines Verschmähten.

O Marri, kleine Blumenblütthe
Schlanggehobner Halm im Felde!

Wann im verwichnen Winter
Bist Du nicht mein Weib geworden?

Bitten sandt' ich Dir und Boten,
Wein der Werbung, blanke Becher,
Siebenhundert süße Worte!

Hätte Dir gebant ein Häuschen
Ganz von Gänseeierschalen,
Kammern klein von Hühneretern,
Kühlen Keller bunt von Kieseln;

Und dabei ein Seidenbette,
Neuverlobter Ruhelager,
Jungen Weibes Schlummerviege.

Man wird mir zugeben, daß es ein artiges Volksgedicht ist und Gupel sagt hiervon: In andern Liedern ist mehr gesunder Menschenverstand! und zum Beweise führt er ein Bruchstück aus einem andern Liede an, wo einem Krieger von seiner Schwester der Rath ertheilt wird, sich hübsch in der Mitte zur Fahne zu halten, denn die vordern würden getödtet und die letzten umgebracht!

So stand es also bei uns mit der Achtung vor der Volkspoesie; so wenig bemühte man sich sie zu pflegen, ja man verfolgte sie aufs erbitterteste, wie wir sehen werden. Kein Wunder, wenn diese Laute der Natur gänzlich verschollen wären! Ich fürchte, jene von Finnland einerseits, von Herder und Jacob Grimm andererseits ausgehende Anregung zur Erfor-

schung der Volkspoesie ist bei uns um einige Decennien zu spät gekommen. Wir haben bis jetzt wenig mehr als Trümmer gefunden. Allerdings hat unser tüchtiger Sprachkennner Dr. Kreuzwald mit Benutzung von Bruchstücken, Sagen und Liedern ein längeres Gedicht von 14,000 Versen hergestellt und wenn es dahin käme, daß der Erste dieses Gedicht als ein ursprüngliches, ihm angehöriges begrüßte und weitersänge, dann wären die Wünsche der Estenfreunde gekrönt. Dies wäre abzuwarten. Es giebt aber zweierlei Arten von Estenfreunden, die zwei Parteien bilden. Die eine besteht aus Freunden der Volkspoesie und Verehrern alles Ursprünglichen. Sie wollen das Volk auf dem natürlichen Entwicklungsgange aus sich selbst einem erhöhten Selbstbewußtsein, einem nationalen Gefühl und dadurch einer höheren Bildung entgegenführen. Sie wollen, der Erste solle Erste bleiben und als Erste sich eine ehrenvolle Stellung in der Reihe gebildeter Völker erwerben. Wir nennen diese Partei die Genuinen. Die andere Partei will aber die Sprache und Nationalität ganz vernichten, weil sie kein Heil für das Volk im Beharren bei seiner Nationalität erblickt. Wir wollen sie die Radicalem nennen. Diese rufen den Genuinen zu: „Wollet nicht estnischer sein als die Esten selber“!. Die Radicalem wollen germanisiren, die Genuinen wollen das Nationalgefühl erwecken, und unterdessen gehen die Geschicke des Volkes ihren eisernen Gang. Kleinere Nationalitäten sind den niedrigen Inseln im Meere vergleichbar, die von den Fluthen allmählig vernichtet werden. So wurden die Riven zwischen Esten und Letten allmählig aufgerieben, so drängt auf Esten und Letten jetzt die Bildung zwei großer Nachbarvölker und eine Absorption ist nicht unwahrscheinlich. Möge es denn den Genuinen wenigstens vergönnt sein, das Schwanenlied der sterbenden Nationalität aufzuzeichnen.

Der Todesursachen waren für die estnische Volkspoesie genug vorhanden. Finnland konnte durch seine vereinsamte und geschützte Lage besser seinen Liederschatz hüten als Estland, dessen Geschichte die einer Schlacht ist, die ein halbes Jahrtausend dauerte. Aber Krieg und Brand, Pest und Gefangenschaft haben nicht so die Volkspoesie unterdrückt, wie die von Deutschen und von Esten selbst angebahnte stille Wirkung mythisch-religiöser Richtungen. Es ist hier nicht der Ort, zu untersuchen, welchen Einfluß diese Richtung auf den materiellen Wohlstand und die sittliche Bildung des Landvolkes gehabt hat; man versichert, daß er wichtig und erfolgreich war; hier ist nur von den Folgen für die Volkspoesie die Rede. Seit einem halben Jahrhundert hat eine Art Brüdergemeinde (Pühha oder Seltkirah-

was, Heilige, Gesellschaftliche) in den Baltischen Provinzen Fuß gefaßt und indem sie nur wohlhabende Bauern aufnimmt, eine compacte Aristokratie in der Bauerschaft gebildet. Diese Secte hat vor allem das Axiom über das Volkslied ausgesprochen und das Singen weltlicher Lieder bei der Arbeit wie der Freude ihren Mitgliedern streng verboten. Aber auch Nichtmitgliedern wird das Singen durch mitleidige und Erleuchtung vom Himmel herabfliehende Gebärden vergällt. Es ist eben fromme Einfalt! Der noch vor 50 Jahren fröhlich weiterschallende Gesang der Schnit- terinnen oder der hallende Sangesjubiläum von den festlich mit Blumen geschmückten Pfingstschaukeln herab war den Stillen im Lande nichts als Teufelslärm und Höllenlockung. Vor der weiteren Verbreitung dieser puritanisch-düsteren Richtung verwelkten die Blüthen der Volkspoesie; der Gesang, der Laul, zog sich zurück vor dem Choral in einsame Wälder, wie der rothe Mensch vor dem weißen, oder er beschränkte sich auf kleine und arme Gebiete, wo entweder jene Anschauungsweise noch nicht hingedrungen war und wo daher das alte Volksleben noch lebendig blieb, oder wo Guts- herrn und Prediger Luthers Motto: Wein, Weib und Gesang — nichtig auffaßten und dem Mysticismus Widerstand leisteten.

Es ist bemerkenswerth, daß die griechische Kirche in dieser Beziehung eine größere Toleranz zeigt, als das ascetisch-einseitige Herrnhuterthum. Von denjenigen Esten, die zur griechischen Religion übergetreten sind, erhält man es sehr leicht, daß sie ihre Lieder und Runen dictiren. „Wir brauchen uns nicht vor dem Pastor zu fürchten, sagen sie; der Pape erlaubt uns bei der Arbeit zu singen nach Herzenslust!“ Daher hat man auch die meisten alten Volkslieder bei den Kareliern und in dem Theile von Finnland gefunden, wo der griechische Ritus herrscht. In solchen Kirch- spielen Estlands aber, wo die Bauern vorzugsweise zur Brüdergemeinde gehören, ist keine Ueberredungskunst im Stande, den Schlüssel zu dem geheimen Schatzkästlein der Poesie von den Esten herauszubekommen.

Kirik isand saab sedda kuulda, siis mind kutsutaks musta lambri.

Es ist dies um so bedauerlicher, als die estnische Volkspoesie insbe- sondere das günstige Urtheil verdient, das einer der ersten und compe- tentesten Richter in dieser Hinsicht, Rosenkranz in seinem Werke: Die Poesie und ihre Geschichte S. 280, über finnisch-slavische Lyrik im allgemeinen ausspricht. Er sagt: „Sittliche Reinheit, fast möchte man sagen jungfräu- liche Jartheit ist in der Poesie der slavisch-finnischen Stämme ganz ebenso herrschend wie in den Ostianischen Gesängen. Die Lieder dieser Völker

sind ohne Vergleich tausendmal poetischer als viele Jahrgänge gedruckter Kunstpoesie bei civilisirten Nationen, die in ihr Alexandrinisches Zeitalter treten. Sie sind ein strahlendes Zeugniß der Kraft des heiligen Geistes der wahren Kunst, der auch aus dem Munde des gedrückten mit Noth und Sorgen, mit der Härte des Schicksals kämpfenden Menschen siegreich hervorgeht."

Wenn nun an der Ausrottung des Volksgesanges die Gesellschaft der Stillen die meiste Schuld trägt, so darf man doch nicht übersehen, daß auch schon früher Verfolgungen stattfanden. Es war mir interessant als Beleg hierzu unter den mir zugesandten Volksliedern auch eines zu finden, worin der Grimm des Sängers sich über diese Verfolgung ausläßt. Da dieses Lied auch dazu dienen soll, den estnischen Versbau zu erklären, so gebe ich es im Urtext und wortgetreuer Uebersetzung.

Kandle wihha.

Laulästin lugoda kaffi,
Beretästin wiist kuufti,

Ma ep tohin töstista laulda
Sealt ei hästi kuulutada;

Ep olen ligi külada,
Ligi Leedi moisaada,
Ligi Laiuse rajada.

Seal kuulab kuninga poega (!),
Seisab serwi saksalane;

Kuuleb kulasta kägoda,
Übetäse one kindo:

Kuho tulaud kuffumate
Meie metsa elaimate?

Der Harfe Zorn.

Gerne sänge ich zwei Märchen
Rollte hin sechs Melodien,

Doch ich darf ja dreist nicht singen
Nicht die Stimme laut erheben!

Bin dem Dorfe viel zu nahe,
Hart an Ledis Herrenhause,
Dicht an Laüs, des Schlosses Gränzen.

Dort belauscht des Königs Sohn mich (!),
Steht verborgen still der Sachse.

Hört des goldnen Kuffus Weisen,
Des Schöfles Silbervogel:

Sagt, wohin kam er zu rufen
Hier in unfrem Wald zu hallen?

!) Saks heißt ein Deutscher, denn die Deutschen, die zuerst nach Livland kamen, waren Niedersachsen. Der Ausdruck ging über in den allgemeinen Begriff des Herrschenden, Vornehmen; daher sagt der Erste auch: Wenn Saks — ein russischer Sachse, soll heißen ein russischer Herr. Sakslane ist zuweilen ein armseliger Deutscher, Diener, Handwerksbursche, aber auch ein echter Sachse. Ledis gehörte mit Flemmingshof im 17. Jahrhunderte dem Minister Grafen Flemming und in Schloß Laüs residirte eine Zeitlang König Karl XII. Das Gedicht ist aus jener Gegend und ich deute das kuninga poega, vereint mit dem Kotsi auf Karl XII., so wie das Sakslane auf den Grafen Flemming.

Mina kuulsin kostie wasto :

Juba mina mullo laulsin,
Lunamullo murrin keele,
Nasta sõnad osatin.

Sõnnad pannase tähhele
Pisietasse pibelesse
Kopstasse ramatusse
Sõnme ette eidetasse.

Mul on kurri kulesaggi
Walli wastä pannesaggi
Danna ellida Sõnnoda
Lahheda laulastid.

Ma ey tohti toosta laulda,
Healt ei hästi kolutada.

Meil on kulajat külasta,
Sõnna mõtjat wassusäsa
Eale sõjad Dawituses.

Mina moistsin, kostin wasto :

Dy teie kurama fõerad ⁽¹⁾

Kotsti ruged rebbased

Erge söge ealekesta

Söge kulla kurpokesta.

Söge te fannasta süsfi

Lawwa alta lehtisida. ⁽²⁾

Et lass ütlen ümber jälle

Lõõn taggast teise korra :

Ich vernahm's und ich erwiedert :

Sang ich doch im letzten Lenz schon,
Lebte mich im vorvergangnen,
Stammelt' Worte schon ein Jahr lang.

Worte setzt man fest in Zeichen,
Steckt sie ein in dicke Bibeln,
Prügelt sie hinein in Bücher,
Morgen wirft man sie uns vor.

O ich habe böse Hörer,
Muzstrenge grimme Gegner
Meiner hellen Sangesworte
Meiner lieblichen Gesänge!

Darf drum eben dreist nicht singen,
Nicht die Stimme stark erheben.

Hörcher haben aus dem Dorf wir,
Wortefänger in dem Wäldchen,
Tönereßer in dem Espwald.

Und ich merck' es und entgegnet :

O du kurisch Hundsgestindel ⁽¹⁾,
Rothgeschwänzte Schwedensüchlein!

Gibt mir nicht mein holdes Stimmchen,
Trinkt nicht meine goldne Kehle,

Gibt der Badestuben Kohlen,
Blätter unterm Brettgerüste! ⁽²⁾

Nein, laßt mich es widerrufen,

Um es stoßen was ich sagte :

¹⁾ Zuweilen heißt es auch Kurrema foerad. Kurrejaar ist die Insel Desel. Ich wähle kurama, weil die Feindschaft zwischen Letten und Esten bekannt ist und die Deseler dagegen gute Esten sind. Bedenkt man indes, daß die Deseler desperate Seeräuber waren, die noch vor 15—20 Jahren (!) einen Piratenzug an die Küste der schwedischen Insel Gotland machten, so habe ich auch weiter nichts dagegen, wenn jemand auf dem Kurrema foerad insistirt.

²⁾ Der Sänger bietet spöttisch nichtnutzige Dinge den Hörchern an, wie erlöschene Kohlen und von den Bädewüscheln abgefallene Birkenblättchen. Das Brettgerüste ist eine Reihe amphitheatralischer Sitze in den Schwitzbadstuben, die den russischen bekannten Dampfbädern ganz ähnlich sind.

Ma ei anna Saunasta süsfi	Nicht die Badestubefohlen
Lawwa alta ei Lehtisida,	Nicht die Blätter sollt ihr haben;
Olgo söed tulle piddada,	Kohlen mögen Feuer hüten
Lehed Lapst leppitada.	Blätter schrei'nde Kinder stillen!

Eine derartig Jahrhunderte lang fortgesetzte methodische Mißgunst konnte nicht ohne nachhaltige Wirkung bleiben. Die alten epischen Gesänge, von denen noch viele Episoden existiren, sind in ihrer Totalität untergegangen. Aber der Geist eines Grimm, der in seinem Werke über deutsche Mythologie gezeigt hat, was Fleiß und Combinationsgabe vermögen, kam über viele Männer in baltischen Landen und auch die Frauen entzogen sich nicht dem Nachforschen. Die älteren Sammlungen von Rosenplänter und Knüpfer wurden hervorgesucht. Fleißige Männer, wie Fählmann, Kreuzwald, Neus und Damen, wie Fr. v. z. Mühlen, Fr. v. Bleßki u. sammelten unermüdet und zwei gelehrte Gesellschaften bildeten sich mit dem besondern Zweck der Erhaltung und Erforschung estnischer Sprache und Altechümer.

Allerlei Polemik mischte sich natürlich mit hinein; denn es ist einmal Eigenheit der Menschen: was andre thun — gleich zu beschwätzen! — Aber alle Wortklaubereien und querelles d'Allemands schädeten dem einmal angefahten Eifer wenig und nützten ohne es zu wollen.

Neue Sammlungen wurden von der gelehrten estnischen Gesellschaft in Reval herausgegeben und von der Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg lobend anerkannt, die estnische gelehrte Gesellschaft in Dorpat gab bis jetzt 11 Hefte von Abhandlungen heraus, und zwar jetzt den Kalewipoeg von Kreuzwald, und somit ist die Hoffnung nicht ganz sanguinisch zu nennen, daß die öffentliche Meinung, aufmerksam gemacht auf den Werth und die Verfolgung des Volksesanges, sich gegen letztere erheben wird oder wenigstens ein allgemeines Sammeln von Volksliedern begünstigen möchte.

Von dem fröhlichen Laul bei der Arbeit und bei Festen ist keinerlei Schaden für das Seelenheil zu befürchten. Selbst das Kameel vergift seine Müdigkeit, wenn Mußk erschallt, und dieses psychische Belebungs mittel hat man dem Arbeiter genommen und ihm die Branntweinschenken gelassen! Das Schlimmste ist hierdurch für die Volkspoesie zu befürchten; sie wird sich auf die privilegierten Stätten der Böllerei zurückziehen und in dieser verpesteten Atmosphäre das erzeugen, wessen man sie anklagt. Wer nun

das helle, zarte, reine Volkslied zu Ehren bringt, der kräftigt das ganze Volk und das kann niemandem schaden, denn „reiche Bauern, heißt es, reiche Herren!“

Wir gelangen jetzt zu Betrachtungen über die metrischen Eigenthümlichkeiten der estnischen Runen und der Sprache überhaupt.

Dehnungen, Sylbenwerth, Tempo.

Die neuere Orthographie verlangt so zu schreiben, wie das Volk spricht; ich gestehe, daß ich ungern einen einfachen Consonanten hinsetze, wo ich einen doppelten höre.

In dem Gedicht: „der Harje Horn“ schreibe ich nach der neuern Orthographie *Lugoda*, höre aber zwei *g*. Gewöhnt man sich erst jeden einzelstehenden Vocal kurz zu betonen, so geht es auch mit der neueren Orthographie. Das ganze Geheimniß besteht in den Dehnungen, oder besser im Tempo, dem Zeitwerth der Worte. Es gibt deren drei: man nennt sie alle zusammen Dehnung, aber das ist nicht ganz passend, denn was ist eine kurze Dehnung? Ein Mangel an Dehnung ist eben keine Dehnung. Daher ziehe ich das Wort Tempo vor. Die Esten haben in ihrer Betonung ein *Adagio*, ein *Andante* und ein *Presto*.

z. B. *Liina* (Karoline) wird langgedehnt, etwa *Liihna* ausgesprochen.

Der Ton dauert (*Liina*) eine halbe Secunde. Es ist das *Adagio*.

Liina (Stadt) *Andante*. Drei gehen auf eine Secunde. *Li-nä*, beide Sylben haben gleichen Werth — eine Pause zwischen den Sylben ist deutlich fühlbar.

Liina (Lein) *Presto*. Es wird fast tonlos und rasch ausgesprochen und braucht kaum $\frac{1}{4}$ einer Secunde. *Liina*, durchaus keine Pause zwischen den Sylben.

Alliteration.

Rosenkranz handelt die slavische und finnische Volkspoesie zusammen ab, indem er in beiden als gemeinsame Elemente die Abwesenheit des Reims und dasselbe Metrum, das vierfüßige trochäische Versmaß, annimmt.

Ich sehe mich genöthigt dem durchaus zu widersprechen.

Der Reim als ein Element der christlichen Kirche, aus den lateinischen und deutschen gereimten Mönchsgedichten, Evangelienharmonien und

Hymnen hervorgegangen, steht in allen slavischen Poesien eben so bedingend da, wie die Alliteration in den altdeutschen vorchristlichen und finnischen Runen.

Es ist also ein radicaler Unterschied in prosodischer Beziehung zwischen slavischen und finnischen Volksliedern.

Auch bei den Böhmen, Galliziern, Serben, Polen und Kleinrussen ist der Reim constant. So auch bei den Großrussen in den allermeisten Fällen, und in den weniger regelmäßig gereimten Liedern ist ein Streben nach Consonanz in den Ausgängen erkennbar. Der Reim ist so sehr Bedürfniß der slavischen Volkspoesie, daß er auch in Erzählungen, Rathseln und Märchen, die in Prosa verfaßt sind, dennoch bald an den Enden der Perioden, bald im Anfang von Zeit zu Zeit durchklingt. Nur in den allerältesten Denkmälern der russischen Volkspoesie fehlt Reim und Assonanz. Der Parallelismus kommt in den slavischen Poesien häufig vor, Alliteration ist ihr aber gänzlich unbekannt.

Die Forderung eines trochäischen Rhythmus liegt ganz im Geiste der finnischen Sprachen, die keine Präfixe kennen und auch einsylbigen Fremdwörtern einen Vocalauslaut geben, wie Herr-a, Frau-a. Zimmer und unabänderlich ruht der Accent, die Hebung auf der ersten Sylbe jedes mehrsylbigen Worts, und selbst zweisylbige Fremdwörter, die jambischen Accent haben, erhalten im Estnischen den trochäischen z. B. Madam wird ausgesprochen Mádám. Präfixe aber läßt die Sprache ganz fort wie im Finnischen ebenfalls oder versetzt sie, um die betonte Sylbe vorangehen zu lassen z. B. Kélkata statt taréka (russ. Teller), statt Equipage — Kippas. So sagte ein estnischer Rathsdienner einem Untergebenen: Nimm nu zwei Wisiten u zwei Wáliden un prinkt Geld auf Postkasse. (Nehmt zwei Inquisten und zwei Invaliden und bringt das Geld auf die Depostencasse.)

Die Alliteration, Stabreim, Buchstabenreim ist das ächte Kriterium der Runen, so daß man auf dem ersten Blick estnische, von Deutschen geschriebene Gedichte von Runen unterscheiden kann. Es giebt viele estnische Gedichte von Predigern, Liebhabern der Landessprache oder germanisirten Schulmeistern geschrieben, die sind aber stets gereimt. Die Verse des Kalewipoeg, die Kreuzwald geschrieben, um die älteren Bruchstücke in Verbindung zu bringen, sind in sprachlicher Hinsicht und prosodisch vollkommene Runen und nur insofern unächt als sie nicht Producte des unbewussten Naturtriebes sind, sondern eine im Geiste des Originals von einem gebildeten Manne

verfaßte und reflectirte Dichtung. Es ist eine Restauration und gewiß eben so berechtigt als die von verstümmelten Statuen.

In einem alten, scherzhaften Gedicht kommt Alliteration mit Reim verbunden vor. Es fängt so an:

Kuule filter, Hanso Jaan
Kus mo kallis saksä jaan? 2c.

Es stammt ohne Zweifel von einem germanisirten Esten oder einem Deutschen her, der zwar die Alliteration als estnisches Element erkannt hat, aber als Deutscher den Reim hinzufügte.

Was ist nun Alliteration?

Jeder Runenvers^{*)} enthält wenigstens zwei Worte, die mit demselben Buchstaben beginnen. Meist sind es Consonanten, aber auch Vocale und Diphthongen. Die finnischen Sprachen geben Consonanten und Vocalen dieselbe Geltung und dasselbe Recht. Daß häufiger Consonanten alliteriren, kommt daher, daß es weniger Vocale als Consonanten gibt. Im Estnischen ist das Verhältniß der mit Consonanten anfangenden Worte zu den mit Vocalen beginnenden, wie 15 : 3.

Beispiele:

1) Zwei Alliterationen.

Woisid poole saapaasfe.
Häält ei häästi kuulutada.
Meretajad ella wennad.
Kivi suuri alla Kite.
Emma Kitse Kõrwa täis.

Die Alliteration steht bald nebeneinander, bald getrennt.

2) Drei Alliterationen.

Mullikat merre murole.

3) Vier Alliterationen.

Säel saab sikko sarwe täis.

4) Beispiel von fünf Alliterationen.

Wart pani paljo pippart peale

*) Man möge nicht Runen — alliterirte nordische Verse — mit Runen, altnordischen Charakteren, verwechseln. In Edinburgh sah ich in einem öffentlichen Garten einen großen 5 1/2 Fuß hohen Runenstein, der von Schweden als Geschenk herübergebracht war: Er zeigt ganz wie unsere alten Steinkreuze, eine Kreisschrift um ein Kreuz und enthält in Runencharakteren folgende Worte:

Wri rakki stain astin Gjaln Fader sin. Guth hialbt ant Hans.

Wri errichtete diesen Stein für Gjaln, seinen Vater. Gott helfe seiner Seele.

6) Beschränkte Doppelalliteration (die wohlklingendste).

Seate põllo sõrma peale.

7) Eingeschlossene Doppelalliteration.

Kõla alla allitase.

8) Auf einander folgende Doppelalliteration.

Tasja kõmbab ne ulse.

Bei mehrsyllbigen Wörtern kann die in der Hebung stehende dritte Sylbe ebenfalls alliteriren:

9) KullerKuppud, nallernadit.

Kiwwi ei maksa hingeKesta.

Bei Dialogen kommt eine Art Kettenalliteration vor. Der Eine alliterirt die Worte des Andern mit neuen Alliterationen.

Der Reim.

Der Reim ist dem Esten etwas ganz Unbekanntes. Man trifft ihn wohl auch in ächten Runen, aber er steht da ungesucht und ungehört als natürliche Folge gleicher Flexionen.

Zuweilen erscheint eine Art Reim bei Onomatopöien, wenn ein Naturlaut nachgeahmt werden soll, z. B.:

Mõldri kiwid mürijewad,

Müllers Steine murren,

Kangro kerad kerisewad

Webers Knäule schnurren

oder:

Lute, lute, lehmaenne

Lute, lute, gute Kuh

soll den Ton des Hirtenhorns nachahmen

oder:

Kiigutajad, kullakesed

Schaukelnde, goldene,

Kiigutajad kinnakesed

Schaukelnde Bögelschen

oder:

Puna wälja pursatas •

Heraus das Rothe rauschte

Beri wälja wirsatas.

Und Blut im Strahle spritzte.

In den einzelstehenden Versen (ohne Parallelvers), die hier und da eingeschaltet werden, kommt ein Parallelismus zwischen der ersten und zweiten Vershälfte und auch bisweilen Assonanz oder Reim vor, z. B.:

Gmakene, Memmekene,

Kokkafene, Mokkaene.

442 Zur Geschichte und zum Verständniß der estnischen Volkspoesie.

Während solcher Schaltverse befinnt sich der Sanger gleichsam auf das weitere. Auch wird durch sie ein neuer Abschnitt bezeichnet.

Beispiele von gleichen Endungen. Drei Infinitive auf **a** mit der angehangten Silbe **ie**, um den vierten Trochaus zu vervollstandigen, also rhythmischer Zusatz, euphonischer Laut:

Kui | lahhe | naista | wotte|maie

Purge|kesta | puude|maie

Norga|kesta | noode|maie

Aija Aia ulje ette

Aija Amma aja ette

Tereta siis aijakesta } 2 Accus. auf st. Das a ist angehangt
 Tereta siis ammakesta } als musikalisch metrische Aushilfe. Diese
 letzte Silbe benutzt der Sanger um Athem
 zu schopfen. Er singt sie daher, indem er
 inspirirt.

Tere Aia tere amma

Tere kuid kuufkafed }

Tere maud nastokafed } zwei Vocative.

Kas on neioke kodosta } ta ist rhythmischer Zusatz, athmende
 Ei olle neio kodosta } Silbe.

Neid laks virost wette tooma } das Suffix ta zeigt im Finni-
 Arjo kulma allikasta } nischen die Bewegung von ir-
 Terwe pafjasta pajasta. } gendwoher an.

Ajan alliga jarele } zwei Adessive; ich reite auf
 Soidan sust-mustakalle } dem kohlschwarzen,
 Kihotan ma kimmelille } Eise auf dem Schimmel.

Mis leidsin heio tegemast
 Leidsin wetta wedamast

Reiofene uworofene! (Schaltvers)

Wanna wette weifsel juma

Danna kula tarja juma

Susfi mustae maifetada

Kimmelille libbe kajajalle

Ma olen waene teedekäija,	} gerundia auf ja.
Teedekäia, maade söitja,	
Saksa asja ajaja,	
Raeraamato lugeja,	
Suue kirja kirjotaja,	

Metrum.

In den Poesien der Finnen und Slaven nimmt Rosenkranz als gemeinschaftliches Element das trochäische vierfüßige Versmaß an. In den serbischen Volksgedichten herrscht allerdings das trochäische Versmaß, aber bald fünf-, bald vier-, bald sieben-, acht- und zehnfüßig. In den estnischen immer nur das vierfüßige und nur in tändelnden Kinder- oder Hirtenliedern das zweifüßige. Da der Este seine Lieder fast immer nach einer Melodie singt, so ist ihm ein festes Metrum nothwendig. Im russischen Volksliede finden dagegen eigentlich nur in jedem Verse 1—3 Hebungen statt, die man den logischen oder rhetorischen Accent nennt und um den herum sich tonlose und ungezählte Silben gruppiren.

Der Russe hat nicht wie der Este eine, sondern tausend Melodien und singt vieles ohne allen Tact, frei phantastrend, oft einen Vocal ins Unendliche variirend in auf- und absteigenden Tonfolgen, bis ihm der Athem ausgeht, worauf nach rascher Inspiration eine neue Silbe an die Reihe kommt und eben so behandelt wird.

Bei den Esten ist der Trochäus als Maß durch den Geist der Sprache geboten, da die accentuirte Wurzel silbe constant am Anfange des Wortes steht und Präfixe nicht vorkommen. Schwieriger ist es zu erklären, warum der Vers immer aus vier Trochäen besteht. Aus musikalischen Gründen haben die meisten Melodien acht Tacte. (Nur die englische Volkshymne von Händel „God save“ hat ausnahmsweise im ersten Theil eine Melodie von 6 Tacten, der zweite aber beruhigt das Ohr wieder durch die verlangten, regelmäßigen acht Tacte.) Allerdings trifft dies allgemeine musikalische Gesetz auch hier zu, da die zwei zusammengehörenden Parallelverse wirklich stets acht Tacte enthalten. Jeder Vers drückt im Estnischen einen vollständigen Satz aus und bei dem großen Reichthum der Sprache an zweifüßigen Worten und dem Ueberfluß an Suffizen, kann in vier Tacten der Este allerdings sehr leicht einen Gedanken zum Abschluß bringen.

Die gewöhnliche Form ist also diese:

1) — 0 | — 0 | — 0 | — 0

Statt des Trochäus kommen aber auch andere Maße vor, die indessen musikalisch immer wie Tacte von gleichem Zeitwerth behandelt werden:

- | | | |
|----|---------------------------|-----------------------------|
| 2) | — u — u — u u — u | |
| 3) | — u — u u — u — u | |
| 4) | u — u — u — u — u | ma ollen wainne teete kaija |
| 5) | — u u — u u — u | laulasin lugoda kassi |
| 6) | u u u u — u — u — u | fimmelille fibo farjatele. |

Nr. 2 und 3 geben Beispiele von untermischten Daktylen, die nur in den drei ersten Tacten vorkommen können, da auf den vierten die Inspiration kommt in doppeltem Sinn. Der Improvisator besinnt sich oft erst am Ende des einen Verses auf das, was er im zweiten sagen soll.

Nr. 4. Beispiel von einem Auftact. Im Gesange um eine Terze tiefer genommen als die erste Hebung.

Nr. 5 hat nur drei Accente. Der Sänger, um der Melodie gerecht zu werden, verdoppelt dann eine Silbe und würde singen:

laul^uas^uin | lug^uo^ud^ua | ka^uas^u | si^ue

Er thut also, was in allen Sprachen beim Gesange vorkommt, wo gerade mehr Töne da sind, als Silben. Hupel bemerkt mit sichtlichem Aerger dazu: „Der Erste verlängert oder verkürzt beim Singen manches Wort unerhört!“ Freilich hängt er neue Silben des Wohllauts halber an oder schiebt eine Silbe ein, wie wottemaie statt wottma, aber das thun wir auch, indem wir z. B. statt geliebt zuweilen geliebet sagen.

Nr. 6 giebt ein Beispiel von einem Proceleusmaticus. Im Gesange haben auch diese vier Silben, wie Sechzehnthelle behandelt, zusammen nur den Zeitwerth eines gewöhnlichen Tactes.

Sehr selten sind Gedichte mit nur zwei Accenten, z. B.:

Kille k^uits | karja

Alle m^uerre | mess^ua

To m^uulle | heina

Wing^ua heing | lehuale 2c.

In der Dudesack- und Tanzmelodie *Jir üppas*, Thierhochzeit, kommen ganz dieselben Töne vor. Doch scheint mir im zweiten Theile (vierten Ton des ersten Tactes) noch ein *d* als Leitton hinzuzutreten.



Jir üppas Kafs kargas wama farro löi trummi
Maus hüpf' und Kax sprang und'r alte Bär schlug Trommel



ferbs lendas aknast wälja pallus woerad tulla
Flieg' flog zum Fenster 'raus und bat die Gäst' zu kommen

Gedankenreim:

Der Erste, der den Wortreim nicht kennt, außer in geistlichen Liedern im Gesangbuch, hat in seinen Volksgesängen dafür den Gedankenreim. In den Schaltversen müssen stets zwei ähnliche Gedanken vorkommen, z. B. *Reitskenne, noorokenne!*

oder: *Einmakenne Memmekenne!*

In den Parallelversen wird der Gedanke des ersten Verses im zweiten und zuweilen in noch mehreren wiederholt. Hierin besteht die poetische Form der Strophe, wie in der Alliteration die Bedingung des Verses.

Wer estnische Runen dichten will, muß wenigstens zwei analoge Gedanken nebeneinander stellen können. Er muß einen Gedanken zweimal ausführen. Der erste Vers enthält immer einen vollständig abgeschlossenen Satz, einen Gedanken und der zweite Vers entwickelt diesen Gedanken in paralleler Weise, so daß Handlung, Subject und Beiwort sich geistig — begrifflich — reimt. So würde die Erwähnung von Gold sogleich im nächsten Verse die des Silbers verlangen, die Erwähnung des Vaters den analogen Gedanken der Mutter.

In dem oben mitgetheilten Gedicht „Der Harse Joru“ sind die zusammengehörigen Parallelverse neben einander gestellt:

Gerne sänge ich zwei Märchen,
Kollte hin sechs Melodien.

Hier reimten drei analoge Begriffe:

Singen — Hinrollen

Märchen — Melodien

Zwei — Sechs.

Ist ein Gedanke reich an ähnlichen, so bringt der Dichter sie in mehreren Parallelversen an. So giebt in einer Brautfahrt der Freier sich fünf fingirte Aemter in fünf Parallelversen (S. o. Ma ollen u. j. w.).

Der Gedankenreim kommt bei vielen Völkern vor, z. B. bei den Hebräern. Man braucht nur das alte Testament aufzuschlagen, um am Gedankenreim sogleich die poetischen Schriften von den historischen zu unterscheiden, z. B.

Moab ist mein Waschtöpfen,

Meinen Schuh strecke ich über Edom.

oder:

Der Herr zerbricht eiserne Thüren

Und zerschlägt eiserne Riegel.

Hier reimt geistig Handlung, Subject, Object und Prädicat.

Assonanz, Farbe.

Hierunter möchte ich die Anhäufung gleicher oder assonirender Vocale und Diphthongen begreifen, wodurch jeder Vers eine bestimmte Farbe erhält, die bald heiter, bald schwermüthig erscheint.

Beispiel. (Klage des Verschmähten s. o.)

Oy Mari mire madala

Angerpiga peenifene!

Miks ja mullo mull' ei tulnud

Kui käisid käsud järele?

Wied wiinad, kuud kruusid,

Seitsjemed saad sömmied!

Gegenüber den dumpfen, klagenden Vocalen a und o im ersten Verse sehen wir im Parallelverse als euphonischen Gegensatz, als Licht neben dem Schatten die gefälligen, hellen, mittleren Vocale e und i. Im dritten Verse herrscht wieder das dumpfe trostlose u vorwurswoll vor, wogegen im vierten Verse weiche und plastisch geschäftige Diphthonge abstecken.

Im fünften Verse steht dem hellen i in der ersten Hälfte das u in der zweiten gegenüber und alle Worte klingen auf ed oder id aus. Im sechsten dominirt der Zischlaut s und schildert das Geflüster der Liebesboten.

Einem aufmerksamen Ohre kann es nicht entgehen, daß in den estnischen Versen stets ein Gegensatz durch andere Consonanten und Vocale hervorgerufen wird, wodurch die Einförmigkeit vermieden und ein gewisser Wohlklang hervorgebracht wird. So steht das a dem e, das u dem i, das ö dem ü, das f dem w gegenüber, und jeder Vers erhält eine Färbung durch Veränderung und Gegensatz anders klingender Buchstaben*).

Dr. Bertram.

Womba Wido**).

Eine Erzählung nach estnischen Elementen und in Runenform.

Erste Rune.

Im Walde.

Der Held erzählt seine traumhaften Abenteuer im Walde.

Wildem Wald war ich entwichen,
 Kehrete athemlos zur Heimath,
 Zu des Vaters festem Wohnstz,
 Zu der theuren Schwester Schwelle.
 Finster schaut auf mich der Vater,
 Staunend blickt mich an die Schwester,
 Sorgend sprachen alle beide:
 Wie? Du weinest, Womba Wido?
 Sage uns, was ist geschehen,
 Sprich, ob Böses Dir begegnet?

*) Ich schrieb diese Beiträge zur Prosodie der Esten von allen Hilfsquellen entfernt und noch weiter entfernt von der Idee, als ob ich etwas auch nur annähernd Erschöpfendes geliefert hätte. Mögen die Herren, die wie das Docht mitten im Fett sitzen, mich ergänzen, und eines Besseren belehren und mir, wo ich das Rechte getroffen haben sollte, ein freundliches jaudo! zuzurufen.

**) Die Esten besaßen keine Familien-, sondern nur Taufnamen, vor welche der Name des Gehöftes im Genitiv gesetzt wurde zur genaueren Bezeichnung einer Persönlichkeit. Erst mit Aufhebung der Leibeigenschaft wurden Familiennamen eingeführt und in germanischer Weise dem Taufnamen nachgesetzt. Womba ist hier Name des Gehöftes oder Gesindes, Wido (Gutdo) kommt von Vitus.

Ich vertraut' es meinem Vater
 Sprach es in das Ohr der Schwester:
 Hört, was heute mir begegnet
 Merket auf, nicht Märchen sind es.
 Einsam wandelt heut' im Wald' ich,
 Grüßte alle grünen Auen,
 Von der Sonne süß umschmeichelt,
 Mittenmorgens*) kühlem Rosen,
 In des Thaues Zittertanze,
 Nebelregens buntem Bogen**).
 Vögel sangen Frühlingslieder,
 Bienen summten Sommerworte,
 An des Baches Moosgehänge
 Saßen meine Sonnentage,
 Spielten meine Jugendscherze,
 Jauchzten meine Knabenspiele! —
 Mädchenaugen, blaubekante,
 Guckten aus des Baches Wellen,
 Rieselten längs bunten Steinen,
 Flossen zwischen Schilf und Binsen
 Alle lächelnd, eilig, eilig!

Und da kam es wie von ferne
 Wie entlegenes, länderweites;
 Und es stiegen aus der Feuchte
 Vier***) Jungfrauen goldgestrahlet —
 Blonder Köpfe Flatterwallen —
 Rother Bänder Schimmerleuchten.
 Und sie neigten sich und beugten,
 Wallten auf und wallten nieder,
 Hier verschwindend gleich zum Gräschen,
 Plötzlich hoch wie Erlengipfel,
 Sinkend zu Marantha's †) Wurzel,

*) Rest honniko (8–9 Morgens).

**) Es ist hier die farbige Erscheinung des Nebelbogens am frühen Morgen gemeint, uddo wickerkaas.

***) Die Zahl 4 ist bei den Esten die heilige und poetische.

†) Ranunkel.

Flammand zu der Fichte Wipfel;
 Hier nach grünen Zäpfchen greifend,
 Dort um Zauberkräuter kreisend,
 Hexenhals und Trudentapfen
 Ragenkopf und Teufelstaschen;
 All' das pflückten sie und flochten
 Sich's um ihre blonden Köpfchen.
 Lüftern lauschte ich im Laubbusch,
 Schaute sehnsuchtsvoll verstoßen;
 Hin zu gehen hatt' ich das Herz nicht,
 Nicht den Muth um sie zu minnen.
 Doch die schönen Waldesweibchen
 Schauten schelmisch zu mir nieder,
 Rispelten mir Liebeslieder,
 Sangen süße Schalkgedichte
 Schauerwonn'ge Sehnsuchtsworte.
 Und von ungewissem Wehe,
 Ungefüllten Wonnewünschen
 Bekte mir die Brust beklommen,
 Schauert' mir die Menschenseele.

Zitternd, zaudernd, eingewurzelt
 War ich Baum und Baum war Wesen;
 Ich versteinert, sie belebet
 Wundervoll in Weiberfülle
 Blendend, blondbezaubernd, bräutlich!
 Zornig brach ich Bann und Zauber.
 Mich ermannend minnemuthig
 Drängt ich mich durch Dorn und Dickicht,
 Zu umfassen, zu umarmen,
 Einzuathmen sie der Seele.

Plötzlich aus des Waldes Wipfeln,
 Aus der Wolken Weitgewölbe
 Tönt es nieder wie Trompeten!
 Ich blickt' auf, in Keil und Häufen
 Schwebten wilder Schwäne-Schaaren,
 Warnend klang's gleich Glockentönen,

Heimwärts floh'n sie, ich mit ihnen
 Zu des Vaters Heimathhause,
 Zu der theuren Schwesterschwelle,
 Und nun wandle ich in Thränen
 Tief im Herzen wohnt das Wehe,
 Wieder hin zum Walde zieht mich's,
 Zu den blonden Wunderblüthen.

Doch der Vater gegenredet:
 Meine Flinte will ich laden,
 Meine Armbrust will ich spannen,
 Will Dir schon so lose Vögel
 Mit des Bleies Bolzen treffen.

O wie sprichst Du nur mein Vater!
 Hier ist nicht von Flintenladen,
 Von der Armbrust nicht die Rede;
 Gold und Silber muß ich haben,
 Sammetborten, seidne Bänder,
 Theures Tuch aus deutscher Kammer.
 Damit minn' ich um die Mädchen,
 Damit werb' ich um die Waldmaid.

Doch der Vater sprach bedenklich:
 Laß Dich nicht von Nixen täuschen,
 Trügen von des Haljas Töchtern;
 Minne Dir ein Menschenmädchen,
 Dann wird Deine Trauer enden,
 Dann wird Weh und Sehnsucht weichen.

Ich verstand es und erwiedert':
 Nein! Ich will kein Menschenmädchen!
 Dörflerinnen — plumpe Dirnen,
 Harte Hand und rauhe Lippe.
 Um die Waldmaid will ich freien.

Doch der Vater sagte zürnend:
 O Du unverständ'ger Knabe!
 Giebst dahin die Menschenseele
 An ein nichtig Nixenmädchen!

Jeko halt' ich Dich im Hause,
 Hüte Dich in meiner Hütte,
 Bis der Zauber ist zerflossen,
 Bis das Blendwerk ist verblichen,
 Das Dir angethan die Argen.

Zweite Scene.

Die Waldgeister.

Unser Held entspringt, geht auf die Freie, aber fängt es verkehrt an.

In des Waldes Wipfelbäume
 War die Sonne spät gesunken*¹⁾.
 Raftlos rauscht der Bach am Hause
 In die Ferne, in die Freiheit,
 Ungebunden, ungefesselt.
 Ich nur lag in enger Kammer
 Und die Thür war festgefüget.
 Wohin fließt ihr, feuchte Fluthen?
 Wohin walt ihr, Wellenwogen? — —

Und die wirbelnden Gewässer
 Sprangen, spritzten, stürzten, rannten
 Unterm Stege, über Steine
 Alle wie erschreckt von dannen.
 Bringt ihr Botschaft von den Bäumen?
 Sagt ihr was von meinen Schönen?
 Liebelüftern Minnelüftern?
 Süßgemurmelt Plauderplätschern?

Wilder ward der Wellen Hochgang
 Warnungsworte rief die Woge.

Chor der Wellen.

Im Walde, im wilden — ohhu!
 Rauscht's in der Nacht,
 Stürzt, bricht und kracht —
 Schauer und Pracht! —

¹⁾ Estnische Weise, die Zeit kurz vor dem Sonnenuntergang zu bezeichnen. Pääv metsa ladwa otšas, die Sonne ist in den Wipfeln des Waldes.

Im Walde, im wilden — ohhu!
 Riefen wir die Quer;
 Großer Geister Heer
 Hinter uns her! —

Im Walde, im wilden — ohhu!
 Geh' nicht hinein,
 Laß, laß es sein,
 Du wirst zu Stein! —

Der Gefangene.

Nein, ich hab' ein Herz im Busen,
 Wellen, Wellen, fühlt nur hier!
 Fühlt, es klopfet, fühlt, es drängt
 Hin zum Walde, hin zu ihr!

Und mich soll die Nacht erschrecken?
 Tausendstimmig ruft sie lind;
 Ist die schwarzgeaugte denn nicht
 Mutter von dem schönsten Kind?

Heimlich zeugte sie die Liebe
 Und der Vater war der Tag,
 Und mit Dämmerungerröthen
 Denken beide drüber nach.

Länger werden schon die Schatten
 Seht, der schöne Vater eilt —
 Zögernd winkt die Nacht dem Gatten. —
 Stille! — — — —

Vater, Deine Fesseln fallen,
 Deine Thüren tret ich ein
 Unterm Dach nicht duldet's mich,
 Zu den Waldesmädchen will ich,
 Zu des Haljas holden Töchtern.

Und so sprang ich aus dem Hause
 Trat sie ein die Tannenthüre,
 Riß den rostigen Eisentriegel,
 Brach das starke Schloß in Stücke,

Faßte noch des Vaters Flute
 Und entraun dem Hof und Raume,
 Gilte an des Waldbachs Windung
 Zu den rauschenden Gebüschcn,
 Die von ferne wehend winkten,
 Spähte sorgsam rings am Sumpfe
 Bis die Sonne ging zum Schöpfer,
 Finsterniß die Länder deckte.
 Aber plötzlich war verirrt ich,
 Tastete gleich wie im Traume.
 Wachteln hört ich ferne schlagen,
 Wasserhühner piffen eifrig,
 Auerhähne balzten schallend,
 Schwarzes, düstres Waldgesieder
 Rauschte durch die than'gen Büsche,
 Aus dem Dickicht glockt die Kröte
 Und der Igel huscht vorbei.

Meinen Weg gab ich verloren,
 Und auf einem Birkenberge
 Kallewsohnes Riesenlager *)
 Macht' ich mir ein flackernd' Feuer,
 Eine warme Flammenquelle,
 Draus ich mit den hohlen Händen
 Eifrig Gluth und Wärme schöpfte;
 Lehnt' die Flute an die Föhre
 Legte mich zum Schlummerschlase,
 Ueberm Haupt des Himmels Hochdach,
 Unter mir der Hünenhügel. —

Mitter flackerte die Flamme
 Und der Rauch zog um die Rüstern —
 Horch, da knistert's im Gebüsch!
 Und ein Laut, wie leises Behn,
 Weckte mich aus erstem Schlase.

*) Betten des Sohnes Kalew, Kalewi pöea sängid, sind sattelförmig ausgeschweifte Hünengräber (oder heidnische Opferplätze?) die einer vorgeschichtlichen Zeit angehören.

Dämmernd aus des Dichts Dunkel,
 Traten zwei in deutschen Kleidern
 Gleich sächsischen Gesellen.

Und sie wärmten sich am Feuer.
 Einer faßte meine Flinte,
 Noch am Hahn, herod die Mündung,
 Reicht sie zweifelnd dann dem Zweiten.

„Das ist Womba Wido's Waffe“
 Grinzte gespenstisch grimme der Graue.
 Beide fleischten Hundezähne,
 Spitze Zähne eines Hechtes.
 Eisenzähne eines Räckens.

Jetzt den Feuerbrand erfassend,
 Rief ich: fort von meiner Flinte!
 Eilig rannten sie von dannen.
 Wild verwirret, scharfen Schwunges
 Schleudert ich den schweren Brand hin,
 Traf sie kräftig, aber plötzlich
 Standen sie wie eingewurzelt —
 Arglos, alte Birkenbäume,
 Ruh'ge, rauhe Rüsternrücken
 Und ihr Rauschen klang wie Richern,
 Und am stärksten dieser Stämme
 War ein schwarzer Fleck zu schauen.

Voll Entsetzen rannt' ich eilig
 Fort von dem geseiten Orte;
 Doch weh' mir, wohin mich wenden!
 Voller Unruh rauscht der Tiefwald,
 Tausend wirre Grausgedanken
 Weht er wirbelnd um den Kopf mir,
 Hörbar hämmerte das Herz mir,
 Zugknöpft schien mir die Kehle.
 Ich begann vor Angst zu schreien:
 Sieh, da ward der Hals mir weiter,
 Und mir kam ein Glückgedanke
 An des Vaters Jägermittel:

Schnell verkehrt' ich meinen Handschuh
 (Zu des Rockes Tasche ruht' er)
 Eilig auf die andre Seite.

Sieh', da lag der Steg ja vor mir
 Zu des Vaters Heimathhause!
 Und im Windeswirbelsausen
 Flog gespenstisch eine Flocke*.)
 Als ich nun nach Haus gefehrt war,
 Zu des Vaters Hütte heimkam,
 Schmerzte's mir im rechten Arme,
 Wehe fühlt' ich von dem Wurse
 Und ich klagte es dem Vater,
 Dem berühmten Waidgenossen.
 Laut auslachte da der Vater:
 Seht doch an den feinen Freier!
 Will um Waldesweibchen werben
 Und zerbläut des Schwähers Buckel!

Und er lehrt mich, ein Stück Silber**)
 Hinzubringen zu dem Hügel,
 Wo die weißen Birken blinken,
 Auf des Riesen Kallew Lager,
 Wo die Beiden ich beleidigt.
 Und die Schwester kochte Speise:
 Ein Gemisch von rothen Zwiebeln
 Mit dem Fleisch von einem Hahne,
 Einem schwarzen, rothbehelinten,
 Trug der Zwiebeln bunte Schalen

*) Die Esten sagen: der Waldgeist führe Wandrer in die Irre. Um den Bann zu brechen, muß man ein Kleidungsstück umkehren, dadurch würde der Galjas gezwungen, zu erscheinen. Der Wandrer erblickt dann plötzlich den Weg und findet sich zurecht, aber zugleich sieht er auch etwas, was er früher nicht bemerkte, eine Flocke, eine Feder, ein Bündel Heu. Alle diese Formen nimmt der Galjas an. Ein wahrer Proteus! —

***) Wenn Jemand im Freien schläft und die Glieder ihm steif werden, so haben das die Ukraunen gemacht (maa allused). Die müssen durch ein Stück Silber besänftigt werden; oder man kratzt auch nur von einer Silbermünze oder seiner silbernen Spange (Breze) höbe walgust (Silberglanz) an der verhängnißvollen Stelle, um die maa allused zu versöhnen (maa alustelle lepitsels).

Und des Hahnes Helm und Sporen
 Zu dem Haine auf dem Hügel
 Unfres Hauses heil'gem Fise,
 Band dann wollen-bunte Bänder
 An der alten Birken Zweige;
 Gilte dann zur Nebelquelle,
 Warf hinein dort blanke Perlen,
 Einen rost'gen Eisenschlüssel,
 Und zuletzt den Silberschilling;
 Schöpste drauf mit heil'ger Schale,
 Und besprach das Wunderwasser,
 Ging dann dreimal rings im Kreise
 Um mich her von Ost nach Westen,
 Und sie gab mir's dann zu trinken,
 Daß der Zauber möge enden
 Und das Blendwerk von mir wiche.*)

Dritte Nune.

Im Dorfe.

Der Held verlehrt sich in ein Menschenmädchen.
 Als der Zauber so zerflossen,
 Als das Blendwerk so gebannt war,
 Sprach zu mir die schlaue Schwester:
 Heute Abend hinterm Dorfe
 Schleiche um das hohe Hanffeld,
 Tritt zu Eigus Tenne leise;
 Dort mit andern Mädchen möcht ich
 Ein Geheimniß still begehren.

*) Manche dieser abergläubischen Gebräuche waren wenigstens bis vor wenigen Jahren in vielen Gegenden Liv- und Estlands anzutreffen. 1827 zerstörte ein Prediger in Lettland (Ermes) 28 heilige Haine in seiner Pfarre (Siehe Inland. Jahrg. 1836). Das Wasser aus dem Uddo-allik — Nebelquell beim Pastorat Pällistfer — ist berühmt und wird unter den beschriebenen Ceremonien angewandt bei Thier und Menschen. Geld, Schlüssel, Metallstücken habe ich in vielen Quellen gefunden, die bei Augenkrankheiten gebraucht werden; z. B. im Quell dicht bei der Kirche von Rappel (1836).

Ich glaube nicht, daß ein Aberglaube, der 600 Jahre lang dem Christenthume widerstanden hat, in den letzten 20 Jahren besiegt ist.

Heute in der heil'gen Mondnacht
 Webt sich jede einen Gürtel
 Mit Gesang und leisen Liedern,
 Daß in jeglichem Gewebe
 Sich ein Freier künftig fange.
 Dort will ich von Dir erzählen
 Und die Schönste kannst du wählen.

Als die Sonne sich gesenket
 Und zum Herren heimgegangen,
 Finsterniß die Länder deckte,
 Ging ich heimlich hinterm Dorf hin,
 Schlüpfte durch die schrägen Stäbe
 Längs dem Feld von hohem Hanse
 Hinter schlanken Hopfenstangen,
 Trat zur Tenne auf den Behen,
 Wo um Pergelflammenseuer
 Weiber so wie Mädchen wallten.
 Anna webte Gold im Gürtel,
 Nedo*) nähte Silberseide,
 Eio**) webt den Wollengürtel,
 Maie***) zwickelt bunte Zeichen.
 Wie vom Winde reingeseget
 War die Tenne anzuschauen,
 Von den schwarzen Wänden wallten
 Flachsgespinnste weiß wie Seide,
 Und sie webten und sie sangen,
 Hauberinnen, leise Lieder.

Annas Hochzeitslied †).

„Schmückerinnen! Eilet, eilet,
 Daß mein Bräutchen bald erscheine!
 Schmücket sie mir dem Manne schneller.
 Eile, eile, Ehehälfte,

*) Agneta.

**) Dorothea.

***) Magdalena.

†) Ein Epithalamium. An solchen sind die Ehen sehr reich.

Zaudre nicht, du Elternhälfte,
 Ungeduldig wird der Gaul schön,
 Sieh der Hengst schaut hinter sich.
 Roggenfresser scharrt die Erde,
 Hafersfresser bäumt empor sich,
 Heuzermalmer wird unbändig!"

Doch die Schmückerinnen singen:
 Bräutigam, Du lieber Junge
 Ei, wie bist Du selbst unbändig;
 Gabst Du Weile ihr zu wachsen,
 Gib nun Zeit auch sie zu schmücken.
 Lange wartet, ach, die Waise,
 Müßt sich mütterloses Mädchen
 Und es ältet, die da arm ist.
 Keine Schwester ist zum Schmücken,
 Keine Mutter zum Vermitteln,
 Und kein festlich Vaterhaus.

Und es sprach der einz'ge Bruder:
 Bräutigam, mein braver Schwager,
 Magst denn meine Schwester nehmen,
 Magst sie minnen, heim sie führen.
 Mögest Du auch treu ihr bleiben,
 Laß das Kind mir niemand schlagen,
 Nicht von Andern sie bedrängen,
 Wehr der Magd mit losem Mause.
 Kommt der Knecht, um anzuklagen,
 Kommt die Schwägerin zu schmählen,
 Schelten sie die andern alle, —
 Widersteh dann einer Wand gleich,
 Schlag dagegen mit dem Schwerte,
 Steh ein Pfeiler unter ihnen.

Gretas Klagelieder.

Als die schöne Ann geendet,
 Sang das Weib von Kige Karel
 Krööt, die starke, webstuhlkund'ge:
 Jüngferchen, Du junges Blut,

Hast Du Heirathen im Sinne?
 Blickest Du auf unsre Männer?
 Und auf unsere schwarzen Brüder?
 O dann sei Dein Haupt von Eichenholz,
 Und von Ahorn Deine Arme,
 Und von Fichten Deine Finger,
 Und von Nußholz Deine Nägel,
 Wohl bedenk, was Dich bedräuet.
 Bauernbrod ist pfefferfarben
 Und gemengt mit Stroh und Spreukorn;
 Das erfordert harte Finger,
 Starke Sehnen, feste Fäuste,
 So zum Aueten, wie zum Feuchten,
 Wie zum Backen großer Bröte.
 Um die Wirthschaft zu besorgen,
 Eile bald zur Vorrathskammer,
 Laufe wieder zu den Ställen,
 Wandle zwischen Haus und Hütte.
 Willst Du nicht zum Quell und Brunnen
 Wird die Sorge Dich schon treiben,
 Wenn Du Deine Kühe melkest,
 Fängst Du an wohl einst zu weinen:
 Wer melkt nun des Vaters Kühe?
 Streichelt meiner Mutter Kühe?
 Liebkost unsre lieben Lämmchen?
 Wo Du weilest, da auch weinst Du;
 Wo Du hintrittst, bist Du traurig;
 Wo Du an die Wand Dich lehnest,
 Ist sie naß von Deinen Thränen;
 Und dann singst Du Sehnsuchts Worte,
 Und dann klagt das Mädchen also:
 Mutter, eignes Mütterchen!
 Wenn du das gewußt doch hättest,
 Wenn du das gesehn im Traume,
 Wenn du das im Schlaf geschauet!
 Als ich Vatersworten folgte,
 Auf der Mutter Diele weilte,

Lag ich gleich dem Ei im Grase;
 Wie ein Apfel, der am Baume
 Ueber dem Gehöfte glänzet.

Ach nun kam ich arme Beere
 In die Fremde, in die Ferne,
 Vogel auf entlegne Flächen,
 Gänschen ganz zu andern Auen.
 Bin nicht werth das Kraut im Korne,
 Nicht das Hälmchen Stroh im Hofe,
 Nicht das Stäubchen in dem Stübchen.

Schrecklich ist der Schwiegervater,
 Mürrisch ist des Mannes Mutter,
 Schönd' ist gegen mich der Schwager,
 Schnippisch sind die Schwägerinnen.
 Ist der Schwiegervater schrecklich,
 Angeschirrt sind gleich die Ochsen;
 Ist des Mannes Mutter mürrisch,
 Gleich gemelket sind die Kühe;
 Ist der Schwager schlimm und schönöde,
 Gleich gestriegelt ist der Graue;
 Sind die Schwägerinnen schnippisch,
 Gleich beschaffet sind die Schweine! —

Wo ist Deiner Tochter Lustort?
 Wo muß immerfort sie weilen?
 In dem Stall und an dem Schwengel
 Und am Feuerheerd im Hause!

Als man mich zur Eh' beschwakte,
 Und mich unter Frauen führte,
 Zog ich an das Hemd des Harnes,
 Füllt' mich in das Tuch der Thränen.

Hütet Euch, ihr jungen Mädchen!
 Lieben Schwestern, sagt' ich's nicht?
 Hab' ich nicht gewehrt der Theuren?
 Geh nicht mit dem Trunkenbolde,
 Mit dem Trinker hin zur Trauung;
 Denn der Säuser hat nie Groschen,
 Schenkenläufer nimmer Schilling!

Alle Groschen sind vergeudet
 Und die Schillinge verschwelget.
 Seht! da kömmt der Kneipengänger
 Schenkenthürenschloßaufklinker!
 Keipenthürenwülfelmacher!
 In = des = Krügers = Scheuer = Schläfer!
 Zwischen = zweien = Schenken = Länser!

Redo's Wildgesang.

Wohl bedenklich schauten alle
 Bei der grauen Greta Klagen,
 Hielten an in ihrer Arbeit,
 Senkten alle Kronenköpfchen.
 Doch die schlaue Schwester neigte
 Sich zur Nachbarin, der Redo,
 Mit den heißen Feuerwangen,
 Mit den blitzend. hellen Augen,
 Und sie flüstert was ins Ohr ihr.
 Aber Redo hob die Stimme
 Rasch zu lautem Wildgesang:

Sagt, gewalt'ge Dorfesweiber,
 Sprechet, verehrte Ehefrauen!
 Was soll hier verhindern, helfen!
 Was soll Warnung, was soll Weisheit?
 Kommt mein Eigner mich zu freien,
 Halten nimmer eure Leinen,
 Binden mich nicht starke Stricke.
 Wäre gleich der Zaun von Weisdorn
 Und von zähsten Weidenzweigen,
 Ich zerriß die stärksten Stricke,
 Ueberwältigte den Weisdorn,
 Deffnet' alle festen Pforten,
 Löste alle Leinen auf.

Ist mein Dienstjahr nicht geendet?
 Sind nicht Tage so wie Wochen,
 Meine Wunde all geworden?

Mögen doch an meine Stelle
 Bessere Dienerinnen kommen,
 Ehrenhafte mich ersetzen,
 Und berühmt're ab mich lösen.
 Horch, sie kommen! Sieh, sie kommen!
 Mutter, zünde an den Spahn,
 Laß die Stube ganz erhellt sein.
 Ferner Freier Stimme hör' ich,
 Höre helles Schell'ngeläute,
 Eisenklirren der Geschirre,
 Silberflänge von Korallen,
 Und der Freiern Peitschenknallen.
 Mutter, liebes Mütterchen!
 Laß mich gucken aus der Kammer,
 Laß mich schielen, laß mich spähen
 Durch der Lannenthüre Spalten,
 Lauern durch das Loch im Brette,
 Ob er bucklich, ob er krumm ist,
 Ob verwachsen oder windschief.
 Mutter, süßes Mütterchen!
 Nicht ist bucklich, nicht ist krumm er,
 Nicht verwachsen oder windschief;
 Dieser paßt in meinen Schooß wohl,
 Hat in Eurem Hause Platz schon.

Tio's Gesang.

Fröhlich kicherten die Dirnen,
 Als so närrisch Redo jauchzte,
 Und mit sanfter Silberstimme
 Hub jetzt Tio an zu singen:

Singet, singet, frohe Lippen,
 Herz erblüh', ein Blüthenbaum;
 Ach, ihr werdet schnell verstummen!
 Ach, ihr werdet bald verblühen.
 Wenn ihr auf dem Langstroh lieget,
 In der Mitte weißer Bände
 In dem Hemd aus Holz gewebet.

Singet, singt drum, frohe Lippen!

Ach, so lang bleibt schön die Wiese,
 Als das Gras noch ungemäht,
 Ach, so lang sind stolz die Schwaden,
 Als das Heu noch nicht gesammelt,
 Ach, so lang bleibt schön die Jungfrau,
 Als sie nicht ein Weib geworden!

Liebe Schwestern, holde Mädchen!

Laßt uns dieses Land verlassen,
 Fort von diesen Forsten hier!
 Ach, es gab wohl andre Zeiten,
 Wo wir eine Menge waren,
 Wo wir schaaarenweise wallten.
 Da erschienen fremde Völker,
 Erst ein Fähnlein rig'scher Räuber,
 Der Polacken Plünderchaaren,
 Die verdarben unsre Grenzen,
 Scheuchten uns wie wilde Gänse.
 Ach, die Gänschen sind verjagt,
 Sind zertreten und vertrieben!

Liebe Schwestern, holde Mädchen!

Laßt uns drum das Land verlassen,
 Fort von diesem Volke hier!
 Zu den Türken und Tartaren,
 In die Fremde für den Frühling,
 Uebers Wasser für den Winter.

Wer wird nach uns Mädchen fragen?
 Erbtheil sind wir nicht des Erbherrn,
 Nur nach Mannsvoll fragt der Frohnvogt,
 Nach dem Bursch im rothen Rocke.
 Nach uns Mädchen fragt der Freier,
 Der zu bauen weiß dem Bräutchen
 Eignes Haus aus Eierschaalen,
 Kämmerlein aus Liebigeiern,
 Kellernchen aus bunten Kieseln,
 Bettchen aus geblümter Seide,
 Für sein Weibchen süß zu schlafen,
 Schlumberbett der Neuvermählten.

Walle's Schrecklied.

Emmo Nickels Eh'weib Walle
 Sub nun also an zu singen:
 Liebe Jungfrau'n, holde Mädchen,
 Buntgeschmückte, lang' und schlanke!
 Wißt ihr denn wohin ihr wollet?
 Welch' Gebiet euch einst beschieden?
 Und in welcherlei Verwandtschaft
 Ihr versinkend plötzlich sitet?
 Hütet euch ihr jungen Hühnchen,
 Seht euch vor, ihr Blumenblüthen!

Ach, was that ich allerärmste!
 Ganz verwirrt war ich im Kopfe,
 Nahm den alten, abgedankten,
 Nahm mir einen neid'ichen Nickel,
 Einen geizig-bösen Griesgram.
 Andre pflegen den Geliebten,
 Zieren ihres Lieblings Zimmer;
 Ich muß pflegen einen Griesgram
 Und bedienen einen Baumkloy.
 Sitz ich bei dem Sack mit Sorgen,
 Gibt der Kahlkopf mir gar Küsse,
 Gleichen seine lahmen Lippen
 Eines todten Schweines Schnauze,
 Und umhals' ich meinen Alten,
 Halt ich einen harten Holzkloy.
 Wär ein junger Mann der meine,
 Hinge ich um dessen Hals,
 Dufte er gleich frischer Heumath,
 Quellend, schwellend, wiesenwürzig:
 Küßt ich einen jungen Mann,
 Gleich sein Mund geschmolzner Butter,
 Mäulchen eines Säugeschweinchens.
 Kommt vom Feld der junge Ehemann,
 Aus dem Wald der wackre Hausherr,
 Deffnet leis die neue Thür er,

Geht und lauschet vor der Kammer,
 Ob die Schöne nicht erschreckt ist,
 Hebt die Hüllen, dehnt die Decke
 Und mit einem Seidenpeitschchen,
 Stielchen dran von feinem Strohalm,
 Schlägt er schäfernd die Geliebte,
 Trifft sie mit der leichten Troddel,
 Wirft mit wollenweichem Quästchen
 Und erweckt sein Weib mit Weisheit:
 „Kiebschen auf! melk unsre Kühe
 Und geleite jetzt die Heerde,
 Treib die Stärken an den Strand hin,
 Lämmchen auf die Lindenwiese,
 Schweinchen auf die Simons-Au!“
 Doch ein alter Aergersammler
 Ist des eignen Rocks Verderber,
 Und der Hestige verhudelt
 Und der Nückische vernichtet
 So die Pfühle wie die Decken.
 Kommt vom Feld er, von der Frohne,
 Greift er gleich nach einem Stocke,
 Schwingt er gleich den schweren Prügel,
 Und er schlägt mich auf die Schulter,
 Giebt mir bitter Peitschenhiebe.

Goldne Frauen, Dorfesweiber!

Heizet doch das Badehäuschen,
 Weichet frische Birkenbündel
 Daß ich meine Narben bähle,
 Daß ich meine Wunden heile
 Die der Grimmige geschlagen,
 Die der alte Teufel machte,
 Die des Satans Horn gebohrt.
 Damals freilich, als er freite
 Sprach er schmunzelnd so zu mir:
 „Sei nur mein, du liebes Mädchen,
 Folge mir mit Vollvertrauen;
 Will dir schenken eine Schürze,

Eine bunte Baumwollschürze;
 Eine Haube soll dich schmücken,
 Eine schöne Spitzenhaube
 Flitterzitterglitzerhaube!“
 Als ich ward ihm angeweiβet,
 Ward ein Prügel meine Haube,
 Weidenstäbe meine Spitzen!
 Schlage, schlage, Herzensmännchen,
 Schlage, schlage, tödte, tödte!
 Daß das Blut sich streifig sammelt,
 Dennoch giebt mein Herz nicht nach.
 Und ihr Bienen, Dorfesweiber!
 Und ihr Wespen, Nachbarsfrauen!
 Bringt dem Vater dies zu Ohren,
 Laßt es meine Mutter wissen:
 Daß die einz'ge, eigne Tochter
 Unter Manneszorn erblindet,
 Unter Mannesfluchen altert.
 Ach, als ich zu Hause aufwuchs,
 Nicht zu schelten mich vermocht man
 Oder übers Feld zu rufen;
 Hätte Schaden nehmen können
 Und das Beerchen möchte fallen.
 Ach, mein Vater nannt mich immer
 Seidenschäfschen, Herzenshühnchen,
 Und die Mutter: Augensternchen,
 Das Gesinde: Dottereichen,
 Und die Knechte: Sommerbutter!

Wie ich, Arme, fortgeriet, h
 Beerlein in entleg'ne Berge,
 Schnepfschen in verlorne Schluchten,
 Mußt ich zagen vor dem Züchtiger,
 Vor dem Pein- und Prügelmeister,
 Leb' in ewigem Entsetzen
 Vor dem In-die-Haare-fahrer.

Als so Emma Michfels Eh'weib
 All ihr Herzeleid gesungen,
 Weinten bitterlich die Mädchen,
 Saßen lange da und schwiegen.
 Endlich sprach die schöne Maie,
 Die von Zwirn die Zeichen wirkte:
 Nehmt es, Lieben, mir nicht übel,
 Schauet auch nicht böse drein,
 Wenn ich etwas andres singe
 Und ein neues Lied beginne;
 Zwischen wehnden Kalmuskerzen,
 In dem schlanken Wald von Schilfrohr,
 An des Peipus weiten Wassern,
 Von der Weiden Wehewipfeln
 Holt ich heimlich Haidelieder,
 Von der Wiese Wunderblumen.

Also sang die schöne Maie:

Das Haderthor.

Am nebelgrauen Morgen
 Steht eine Frau am Quell;
 Ihr Antlitz ist voll Sorgen,
 Ihr Auge perlet hell.

In ihren dürren Händen
 Trägt sie zwei Eimer schwer;
 Es weht um ihre Lenden
 Ein graues Röschchen her.

Sie blickt hinab zur Tiese,
 Sie schaut voll Sehnsucht hin;
 Es ist, als ob sie rief
 Geliebte Stimme drin.

Steigt auf aus Sumpj und Quellen,
 Steigt auf ihr Döckterlein,
 Verlaßt die dunklen Wellen,
 Wo ich euch stieß hinein!

Beh mir, ich war von Sinnen,
 Ich hab' getödtet euch,
 Dem Sohne zu gewinnen
 Ein Mädchen stolz und reich.

Sie sprach: Mich nie gewinnen
 Wirfst du für dein Gefind,
 So lang der Schwägerinnen
 So viel im Hause find.

Beh mir! Zur Rebelquelle
 Lockt ich die Töchter hin,
 Und über meine Schwelle
 Trat eure Schwägerin.

Die wälzt sich jetzt im Bette
 Mit übermüth'gem Sinn
 Und trieb mich mit Gespötte
 Zum Quell nach Wasser hin.

Steigt auf aus Rebelhüllen,
 Der Morgen ist so kalt,
 Helft mir die Eimer füllen,
 O, ich bin schwach und alt!

Da steigt ein leises Flüstern
 Und Richern aus dem Quell,
 Und aus der Fluth, der düstern,
 Antworten Stimmen hell:

„Bleib oben, bleib im Dunkeln,
 Wir kommen nicht heraus;
 In lichter Fluthen Funken
 Ist unser lustig Haus.“

„Weit besser ist's im Quelle,
 Viel besser ist's im Sumpf,
 Als auf der Haderchwelle
 In deiner Hütte dumpf.“

So murmelte es schaurig,
 Die Sonne trat hervor,
 Die alte Frau ging traurig
 Zurück zum Haderthor.

Ello's Gesang.

Ello, meine schlaue Schwester,
 Als sie merkte, wie die Mädchen
 Zu der Behmuth hin sich wandten
 Fort von Freiern und von Liebe,
 Sang mit heller Silberstimme:

Läßt mich nun es anders sagen
 Und mit andern Saiten singen:
 Will den Bruder nun berühmten
 Wackern Werber, Womba Wido. —

Einen einz'gen Bruder hab' ich,
 Stolz im goldnen Hute glänzt er,
 Drum ein blaues Band geschlungen,
 Eines Mädchens Silberseide.
 Er verwaltet für die Herrschaft,
 Er beruft die großen Grafen
 Ist ein königlicher Herold.
 Sehet, solchen Bruder hab' ich:
 Feuer bläst er aus dem Meere,
 Flammen schlägt er aus den Wellen,
 Aus dem Winde schuf ein Roß er,
 Aus dem Thaugras flinke Fessel,
 Aus der Lilie Feueraugen,
 Aus dem Schilfe schlanke Ohren;
 Wenn er dann sein Roß bewege
 Gleich sind Städte da entstanden;
 Hinter seines Rosses Hufen
 Wachsen Thürme aus dem Thale;
 Wo sein Roß er tanzen läßt,
 Da erbauen sich Gebirge.
 Längs der Finnenbrücke brausend
 Flammt sein Reitroß wie der Blitzstrahl,
 Glänzt der Streithengst wie ein Sternbild,
 Er sitzt drauf gleich einer Sonne
 Und sein Hut gleicht einem Thurme.
 Bänder flattern hoch im Wind

Wie das Kreuz von Riga raget,
 Und sein Gurt gleicht Narwa's Fahne.
 Geht er — bligt es gleich im Himmel,
 Wandelt er — so donnert's wieder;
 Auf ihn schauten Bierlands Weiber,
 Liebestreche Lauscherinnen,
 Und es dacht' wohl eine Jede:
 „Bacrer Mann, o Womba Wido!
 Wär' doch mir der Bursch beschieden,
 Mir der Schwarzen-Scholle-Wender,
 Unser solch ein Bräutigam!
 Einen Sommer wollt ich fasten,
 Einen ganzen wüsten Winter
 Nähm ich keinen kleinsten Bissen;
 Ihm nur spendet' Speise ich,
 Braungebratnes Sommerchäfschen
 Brodelndbräunlich, knusperlieblich,
 Butterbröddchen sollt er essen
 Und auf Kissen sollt' er schlafen!“
 Also sangen Harzens Holde,
 Wimmerlagten Bierlands Weiber.
 Doch mein Bruder ritt vorüber,
 Keine Fremde wollt' er freien,
 Hier im eigenen Gebiete
 Schaut er um nach einer Schönen.

Als die Schwester so gesungen,
 Leuchteten der Bräutchen Blicke,
 Und die Schwester, die es schaute,
 Trieb nun alle gleich nach Hause,
 Daß nicht Alterweiberwimmern
 Ab sie von der Ehe wende.
 Und auf Silbermondes Stegen
 Wandelten sie hier und dorthin.
 Hinter den Hopfengarten heimlich
 Sählich ich schnell und fand die Schwester
 Zwischen schmalen Zaunweg harrend.

„Schöne Schwester, schlaue Schwester,
 Lächelnd dank ich für dein Loben,
 Möchte mir's zur Minne dienen!
 Mir gefielen diese Biere:
 Anna, Nedo, Tio, Mate.
 Drei von ihnen sangen Lieder,
 Alle voller süßer Sehnsucht,
 Mate nur sattig andre Weifen
 Und grad' diese möcht' ich minnen.“

Und es sprach die schlaue Schwester:
 Bruder, bester Bruder mein!
 Morgen bei des Nebels Neigung
 Rußt du weite Wege wandeln,
 Rüste reich den guten Gaul,
 Bind den Hut mit bunten Bändern,
 Daß sie weit im Winde wehen.
 Schief zur Seite steh der Hut,
 Rings mit Seide schön umwunden,
 Flechte deines Pferdes Mähnen,
 Frangen bind um Pferdes Fessel,
 Troddeln trag es auf dem Haupte,
 Messingmünzen in der Mähne,
 Seiden sei der Schweif umschlungen*).
 Hell erglänze so dein Hut
 Wie der Halbmond hoch am Himmel.
 Flatternd flimmern blaue Bänder
 Wie die Schimmer-Sterne dort,
 Reite flink auf Richtepfaden
 Durch des Dorfes Gasse zeitig,
 Wirft der Deinen dann begegnen,
 Die das Schicksal dir ersehen,
 Die das Glück dir aufgefunden.

*) Von einem solchen Pferdeputz ist auf ein hohes Alter dieses epischen Gedichts zu schließen.

Vierte Stune.

Freiers Frühritt.

Womba Wido findet Palla Maie am Brunnen.

Hat der Hahn vom hohen Balken
Nicht zum zweitenmal gekrähet?
Schimmert an dem Saum des See's
Nicht der Mund der Morgenröthe?
Wird es in dem Schwalbenneste
Nicht schon laut von Plaudereien?
Womba Wido rafft sich rüstig,
Wählt die schönsten Brautgeschenke,
Seidne Tücher, Silberringe,
Süße Speisen, Wein der Werbung,
Sattelt dann das stolze Roß,
Setzt den Hut sich auf die Seite
Und dann sprengt er in die Weite.

Flammend wie ein Feuerofen
War das rothe Roß zu schauen,
Gleich dem Sterne glänzt der Sattelmel,
Eine Sonne drauf der Reiter.
An die „Fittinbrücke“ flog er
Ueber alle Inselberge,
Bankend schwankt die hohe Brücke
Donnernd die Strebepfeiler *).
Grauer Vogel wich ins Wäldchen,
Flatternd in den Busch das Birkhuhn
Und der schwarze Hahn verschwand.
Langsam ritt er durch das Dörfchen,
Durch die zaunbegrenzte Gasse.
Als er so dem Brunnen nahte,
Schaute er die schöne Maie,
Die geschäftig Wasser schöpft.
Neben ihr verständig blickend
Saß ein Spiz und bellte grüßend.

*) Suome Silja? Wahrscheinlich mir der Alliteration wegen. Es gibt keine andere Brücke nach Finnland als das Eis des finnischen Meeresbusens.

„Schöpfst du Wasser, wackres Mädchen,
 Hebst du Kühlung für die Heerde?
 Reich auch meinem Roß die Labe!“
 Und das Mädchen, freundlich grüßend,
 Reich dem Rosse hin den Eimer,
 Und der Graue trank begierig.
 Und der Jüngling und das Mädchen
 Blickten Beide in den Eimer.
 Wido schaute Maies Augen,
 Schöne, blaue, frohe Augen,
 Und vom Pferde niedersteigend,
 Sprach er listig so zum Mädchen:

„Weiter Wege Wandrer bin ich,
 Bin ein herrschaftlicher Herold,
 Habe heut am Hof Geschäfte.“
 Aber lächelnd sprach das Mädchen:

„O du trügerischer Knabe!
 Nicht zu Hofe, nein zur Hochzeit
 Gilst Du — ein verliebter Herold.
 Blau gewirkte weiße Handschuh
 Hast du da an deinen Händen.
 Blitzen Bänder nicht am Güte?
 Um den Rock ein rother Reitgurt?
 Sprich, wozu dies Wetterleuchten
 Ohne Donner, ohne Sprache?“

Wido drauf erwiedernd lachte:
 „Wenn du mich so schlau durchschaut hast,
 Mußt du hübsch mir jezo helfen.
 Welche wohl von euren Mädchen,
 Von den blonden Kronenköpfchen*),
 Soll ich wählen mir zum Weibe?
 Wenig kenn' ich eure Golden;

*) Die Krone, Perg, ist ein breites rothes oder blaues Band, das über einen Reifen gespannt ist und von verschiedener Höhe (je nach den Kirchspielen) von 1—4 Zoll Höhe. Nur unbescholtene Mädchen dürfen die Krone tragen.

Nun von dir möcht ich's erforschen.
Welche wählte meinen Wein*) wohl?"

Maie schwieg und zu dem Brunnen
Schaute sie beschämt hernieder,
Und des Wassers Schillerspiegel
Strahlt zurück der Wange Röthe.

„Biele Mädchen giebt's im Dorfe,
Sprach sodann das Kronenköpfchen,
Nicht aus andrer Mund zu hören
Brauchen wir, was uns bestimmt ist.
Biele Zeichen hat der Kluge,
Kundig seines Glücks zu werden,
Dumme brauchen Ohrenbläser.
Reite nur, und wo dein Kößlein
Plötzlich an der Pforte still steht,
Da kannst dreist hinein du reiten;
Denn an einer solchen Pforte
Hast du oft gewiß geweilet“.

Also sprach das kluge Mädchen,
Und sie streichelte des Schimmels
Wassertriefend Maul und Nase,
Warme, weiche Lebenssthere.
Und der muntre Gaul erfaßte
Spielend ihres Hemdes Aermel
Leis mit seinen weichen Lippen,
Zupfte dran mit zarten Zähnen,
Schnopperwiehernd lehnt er leicht dann
Seinen Kopf an ihre Schulter,
Und das Mädchen litt es lächelnd.
Aber Bomba Wido sagte:

„Euren Pforten blieb ich ferne,
Hab bei keiner angehalten,
Will auch heut an keiner harren.

*) Der Freier führt Wein und Geschenke bei sich. Nimmt das Mädchen die Geschenke an, so kann sie sich noch später besinnen und sie zurücksenden; berührt sie aber mit den Lippen das ihr dargebotene Glas, so ist das Jawort ganz entschieden. Oft steht der Freier stundenlang vor dem Mädchen, ehe es sich zu dieser symbolischen Handlung entschließt.

Lange ruhen reiche Mädchen,
 Lang verschlossen blieb die Pforte.
 Aber alles ist erfüllt ja,
 Wie die Schwester es geschauet:
 Treffen würde ich die Würd'ge,
 Die das Schicksal mir beschieden,
 Noch in dämmernd frischer Frühe,
 Bei des Nebels nasser Neigung,
 In des Thaues Tropfentanze.
 Und nun steh, die Sonne steigt dort
 Herrlich an dem hohen Himmel;
 Alle Wolken stehn erwartend
 Goldgefäunte Hochzeitsgäste,
 Silberseidne Schmückerinnen.
 Dieser Brunnen ist der Altar,
 Der uns Lebenswasser spendet,
 Und wir stehn, wie in der Kirche.
 Halte mir die Hast zu Gute;
 Merke schlug ich nie in Rafen,
 Schnitt nicht Zeichen in den Zaunpfahl,
 Wühlte in den Weg nicht Kreuze,
 Um den Pfad zu dir zu finden.
 Plötzlich hab ich es empfunden:
 Mir gehört dies muth'ge Mädchen,
 Sonnegebräuntes Brunnenbräutchen
 Mit den blauen Augenblüthen,
 Rübenrother Wangenwölbung.
 Sieh, an deiner Aermel Weitung
 Sind zu schau'n des Werbers Zeichen:
 Meines schlauen Schimmels Zahnspur.
 Junges Mädchen, gutes Mädchen,
 Willst du nicht die Meine werden?"

Und die schöne Mai erschauernd
 Sich zurück und zaudernd sprach sie:
 „Magd bin ich in diesem Dorfe,
 Hab hier keine Angehör'gen.
 Längst gestorben ist die Mutter

Und den Vater hat vor Jahren
 Zum Soldaten man genommen.
 Ob er lebt, wer könnt' es wissen?
 Doch ich habe einen Oheim,
 Meiner Mutter ältesten Bruder,
 Der im tiefen Walde wohnet
 Abraam ein Schmied und Weiser^{*)}.
 Diesen frage und erforsche,
 Ob die Richte er gewährt dir."

„Wohl, sprach Wido, also sei es!
 Und als Merkmal und als Zeichen
 Meiner eigentlichen Meinung
 Nimm so Silberring als Seide
 Und als Pfand von deinem Jawort."

Doch das Mädchen weigert beides,
 Weder Tuch noch Ringlein wollt sie.

„Wohl gefall'n mir deine Gaben,
 Sprach sie mit bescheidner Freude,
 Aber laß mich an der Sitte^{**)},
 An der alten, heil'gen halten:
 Wenn mein Oheim mich nicht weigert,
 Wenn du mich als Braut gewonnen,
 Dann ist's Zeit zu Liebesgaben.
 Reite nun, bevor die Leute
 In dem Dorfe da erwachen.
 Dorfesweiber, böse Weiber,
 Streng sind des Gebietes Weiber,
 Ohrenflüstern und Geschichten
 Nesteln sie in Mädchenflechten
 Und besprechen und bekritlein
 Unsrer weißen Hemdeärmel,
 Und man braucht dann Schwert und Scheere,
 Abzuschneiden solch Geschwäze.

*) Tark, ein Beschwörer, Diebfinder etc.

***) Diese Sitte ist jetzt abgekommen. Auch die Herrschaft ersetzt jetzt die Verwandten, wenn diese nicht am Orte leben.

Reite drum, wenn deinem Weibe
Einst du Achtung willst erhalten.“

Also ritt von dannen Wido,
Doch er blickt zurück zum Brunnen,
Auch der Schimmel schielte rückwärts,
Hob das Ohr und senkt's und hörchte,
Ob er Wasserlaut erlauschte.
Aber Maie blieb am Brunnen,
Stieß zur Tiefe hin die Stange
Mit des Eimers Eisenringen.
Hoch in Lüften schwebt das Halbrad*)
An des Schwengels schwerem Ende,
Senkt sich dann zur Erde nieder
Und gefüllt erschien der Eimer
Mit des Wassergeistes Gabe,
Die der härt'ge Merri-Tursas**)
In dem Herz der Erde hütet.

(Schluß folgt.)

Dr. Bertram.

*) Ein altes zerbrochenes Rad als Gegengewicht am Brunnen, sieht man häufig.

**) Der Gott des Wassers.

Literarisches.

— Melancthon's Rede de legibus. — „Ereptus est . . . terris Vir praestantissimus et summus, optime de tota Ecclesia suis laboribus meritis, pietate, virtute, sapientia et eloquentia excellentissimus, cuius ingenium plane fuit divinum et domicilium spiritus sancti, eruditio multiplex et paene incredibilis“. (Er ist der Erde entrissen der seltene, große Mann, der so hohe Verdienste um die ganze Kirche hat, der an Frömmigkeit, Männlichkeit, Weisheit und Beredsamkeit so hervorragend, dessen göttliche Seele die Wohnung des heiligen Geistes, dessen Bildung so vielseitig und fast unglaublich war.) Diese Worte sprach Jakob Heerbrand am 15. Mai 1560 in der Aula der Tübinger Universität zum Gedächtniß des erst vor wenigen Wochen heimgegangenen Melancthon, und wie solche Worte den Zeitgenossen des großen edlen Mannes aus der Seele gesprochen waren, wie sie damals in allen deutschen Gauen nachgehallt, so haben sie wiedergeklungen nach drei Jahrhunderten. „Viele verstehen dominum Philippum nicht,“ klagte Luther seiner Zeit — und wie konnte es anders sein; auch heute und in Zukunft wird man so noch zuweilen klagen können, weil bei dem Feuereifer Luthers und der versöhnlichen Milde Melancthon's so leicht Parteilichkeit unser Urtheil beschleicht und es abirren läßt vom rechten Wege. Das aber hat die Feier des dreihundertjährigen Todestages Melancthon's (7. (19.) April) gezeigt, daß man in Deutschland und in den protestantischen Gemeinden Rußlands jetzt besser als zuvor weiß, was des großen Reformators großer Freund seiner Zeit war, und was er unserer Zeit sein muß. Es kann natürlich nicht unseres Amtes und nicht unsere Absicht sein, die Verdienste Melancthon's um die Kirche und um die ganze humane Bildung seiner und der folgenden Zeit hier hervorzuheben; wir wollen unsere Leser nur auf ein kleines Werkchen Melancthon's aufmerksam machen, das eben jetzt in einer neuen Ausgabe erschienen, wol verdiente, häufiger, als es zu geschehen pflegt, beachtet zu werden, auf die oratio de legibus, eine Perle unter den Declamationes Melancthon's. Die Alten wie die Neuen haben viel und

manches Vortreffliche über Geseze geschrieben; auch ist von Alters her den Gesezgebern wie allen, die zur Pflege des Rechts berufen sind, vieles ernst an's Herz gelegt; den jüngeren Männern aber, die den schmalen, steilen Pfad der Rechtsübung betreten, hat wol keiner mit edlerer Begeisterung ein würdigeres Wort geredet, als der, dessen weites Herz so voll von Liebe zur Gerechtigkeit war, als Melanchthon in dieser oratio de legibus. Wer sie mit rechter Wärme in seinen jungen Jahren gelesen, der wird im Alter gewiß gern bekennen, ein wie treuer Führer ihm dies Werkchen gewesen. Schade nur, daß es, meistens versteckt unter den übrigen Reichthümern der Melanchthon'schen Muße und meistens den Ausgaben größerer Werke eingereiht*), verhältnißmäßig schwer zugänglich war. Um so dankenswerther ist es, daß Theodor Muther, ein Jurist, der sich seit lange mit dem Studium der Reformationzeit beschäftigt, durch einen sorgfältigen Separatabdruck aus der editio princeps diese Rede Melanchthon's wieder zugänglicher gemacht und an die Verdienste des Reformators um die Jurisprudenz wieder einmal erinnert hat**). Eine größere Verbreitung wird dies Werkchen freilich erst dann finden, wenn der Herausgeber sich dazu verstände, seinen Abdruck aus der Form eines Programms in ein kleines handliches Büchelchen, ähnlich der Böcking'schen Ausgabe von Gutten's epistulae obscurorum virorum, umzuwandeln. Dann aber wünschten wir unnütze Gelehrtenpedantereien wie die, ob dieser oder jener Codez desiderant oder desiderant, caussa oder causa &c. hat, fort; das kann die Welt nicht beglücken. Wir hoffen, daß durch diese Zeilen die Aufmerksamkeit unserer Leser, die ja auch Freunde Melanchthon's sind, auf die oratio de legibus hingelenkt ist und wünschen, daß der Herausgeber uns bald das seine opusculum in seiner, netter Gestalt bringen möge. Des wirklich Guten ist nie zu viel.

Dr. Beckhaus.

*) Die editio princeps ist vom Jahre 1520. 8°. (Hoganoae excudebat Johan. Secer), demselben Jahre, in dem sie verfaßt wurde; dann ist sie in zwei Ausgaben der Selectae Declamationes Philippi Melanthonis vom Jahre 1541. 4°. und 1564. 8° und im 11. Bande des von Gottl. Bretschneider herausgegebenen Corpus Reformationum (Halis Saxonum. 1843. 4°) enthalten.

**) Philippi Melanthonis de legibus oratio denuo edita a Joanne Georgio Theodoro Alberto Antonio Muther. Regimonti Prussorum A. D. MDCCCLX. Typis academicis, Dalkowskianis.

Redacteurs:

Theodor Böttcher,

Prof. Hofgerichtsrath.

Alexander Faltn,

Riga'scher Rathsherr.

Rechnungsbuch

1860

Inhalt.

Karl Peterfen	Seite 383.
Ueber die geographischen Gränzen und die Ratio- nalität der Wissenschaften	" 409.
Die Schule und das Leben	" 416.
Zur Geschichte und zum Verständniß der estni- schen Volkspoesie	" 431.
Bomba Wido	" 448.
Literarisches	" 479.

Der zweite Band des ersten Jahrganges der „Baltischen Monatschrift“ wird bis zum Schlusse des laufenden Jahres in sechs Heften geliefert werden; der zweite Jahrgang wird mit dem Januar k. J. beginnen und in monatlichen Heften von sechs Bogen erscheinen.

Der Abonnements-Preis beträgt für den Jahrgang in Riga und in allen deutschen Buchhandlungen Rußlands 6 R. 50 G., bei Bestellung durch die Postämter 8 R. S.

Im Auslande ist die Monatschrift durch Fr. v. Bötticher in Dresden für den Preis von 8 Thalern zu beziehen.

Zusendungen für die Zeitschrift werden unter der Adresse der „Redaction der Baltischen Monatschrift in Riga“ erbeten.